



ANSPRACHEN UND ANDERE TEXTE

Bischof Dr. Gerhard Feige

Anderes wagen



BISTUM MAGDEBURG

Bischof

Dr. Gerhard Feige

*Anderes
wagen*

Bistum Magdeburg
2016

Impressum

Herausgeber: Bischöfliches Ordinariat Magdeburg

Max-Josef-Metzger-Straße 1, 39104 Magdeburg

bistum-magdeburg.de

Redaktion und Gestaltung: Thomas Lazar | Umschlaggestaltung: Ronald Reinicke

Fotos: Stefan Hoyer/PUNCTUM (14), Wiki (19), Thomas Klitzsch (22o), KNA (23o),
privat (23u, 36), Christian Laas (26), Jan-Stephan Schweda (38), Bistum Magdeburg

Druck: Schlüter Print Pharma Packaging GmbH, Schönebeck

Es ist die Herausforderung an jeden und jede von uns: Anderes Wagen. Alte Wege verlassen, vom Ufer ablegen und aufbrechen! Vielleicht ohne zu wissen, wohin der neue Weg uns führt. Dieses Unterwegssein hin zu einem neuen, noch unbekanntem Ziel wird mich verändern, wird uns verändern. Nicht alle fühlen sich wohl bei diesem Gedanken.

Aber als Christen dürfen wir Jesus an unserer Seite wissen. Er will für uns Weg, Wahrheit und Leben sein. Mit dieser Zuversicht können, ja müssen wir Anderes Wagen. Von Gottes Geist bewegt, sollte es uns geradezu unmöglich sein, im Jetzt zu verharren oder mit Goethe auf das Hier und Heute blickend zu sagen: „Verweile doch, du bist so schön!“

Immer wieder hat unser Bischof Dr. Gerhard Feige während der zurückliegenden Monate diese Herausforderung angesprochen und sich dabei auch von Papst Franziskus anregen lassen. Zeugnis dafür sind die Texte der hier vorliegenden Broschüre.

Kirche ist kein Heimatverein, kein Museum, schreibt Bischof Feige gleich mehrfach. Katholisch heißt nicht eng und kleinkariert, sondern wirklich weltoffen zu sein. Der katholische Glaube will Mut machen, sich auf die Veränderungen des Lebens einzulassen und sie mit anderen zu gestalten. Das Feld dafür ist weit und reicht vom Leben meiner Kirchengemeinde über das Miteinander der Kirchen bis tief in unser gesellschaftliches Leben hinein: Habe ich den Mut und Willen, Anderes zu wagen?

Lassen Sie sich von den hier vorliegenden Texten anregen. Ich empfehle Ihnen diese Lektüre gerne und wünsche eine unterhaltsame, Mut machende Zeit damit.

Thomas Lazar
Bistum Magdeburg

Aus Völkern und Nationen – Hoffnungszeichen in der Welt Predigt zur Bistumswallfahrt 2015	7
Redlich, tiefsinnige Schönheit Zur Einweihung der Triegel-Fenster in Köthen	13
Vom Konflikt zur Gemeinschaft Predigt zum Reformationstag 2015 in Torgau	17
Jeder Mensch hat von Gott seine Würde Interview mit der Torgauer Zeitung	24
2015 nach Christus Predigt am ersten Weihnachtstag 2015	27
Suchende Predigt zu Epiphanie 2016	31
„Nicht Konkurrenten, sondern Geschwister“ Zur Begegnung von Papst und Patriarch Kyrill am 12. Februar 2016	35
Mit Hochachtung Zur Eröffnung eines muslimischen Gebetsraumes in Halle	37
Barmherzig wie der Vater Brief zur österlichen Bußzeit 2016	39
Das Gift der einfachen Lösungen meiden Interview zur Landtagswahl in Sachsen-Anhalt	43
Demokratie – kostbar, aber auch gefährdet Ökumenischer Aufruf zur Landtagswahl in Sachsen-Anhalt	46
Ohne Wut und Hass Zum Ausgang der Landtagswahl in Sachsen-Anhalt	49
„Seht her, nun mache ich etwas Neues“ Predigt zum Dies Sacerdotalis 2016	50
Die österliche Alternative Predigt zum Ostersonntag 2016	55
	5

Laien in Gemeindeleitung	59
Impuls beim 100. Katholikentag in Leipzig	
„Wer soll das denn sein?“	65
Predigt zum Ausflug der Priester und Diakone	

Aus Völkern und Nationen - Hoffungszeichen in der Welt

Predigt zur Bistumswallfahrt 2015

Interessante Erfahrungen

„Wer ... in einer der Vorstadtgemeinden Magdeburgs aufgewachsen ist, hätte es sich in seiner Jugend nicht träumen lassen, dass ein Seelsorger hierzulande einmal Menschen aus vielen deutschen Gegenden und Ausländern der verschiedensten Nationen in seiner Kirche begegnen würde“.

Diese Sätze könnten angesichts gegenwärtiger Entwicklungen aus unseren Tagen stammen. Sie sind aber schon 1984 – also noch in tiefster DDR-Zeit – geschrieben worden, und zwar von Propst Dr. Langsch, meinem ehemaligen Heimatpfarrer, den sicher einige von Ihnen noch kennen. In seinen Erinnerungen



beschreibt er, wie viele Menschen er aus den unterschiedlichsten Ländern im Laufe seiner seelsorgerlichen Tätigkeit erlebt hat: darunter Polen und Franzosen, Italiener und Amerikaner, Ungarn und Österreicher, Belgier und Holländer – manche als Saison- oder Zwangsarbeiter, andere als Soldaten oder Kriegsgefangene, wieder andere als Flüchtlinge oder Vertriebene. Und, so schreibt er weiter: „Wenn ich auf die 25 Jahre in meiner letzten Pfarrei seit 1953 in Halle zu sprechen komme, tue ich es nur unter dem Gesichtspunkt des Völkergemischs. Den Abschluss und Höhepunkt bildete nämlich das Auftauchen der Afrikaner. Mit Freude denke ich daran zurück, wie ich am Epiphaniiefest 1956 zwei Afrikaner als Messdiener an meiner Seite hatte, die ... uns zu guter Letzt noch die englische Sprache in den Beichtstuhl brachten. ... Auf jeden Fall hat

meine Priestergeneration wie lange keine andere die Kraft des völkerverbindenden Glaubens kennengelernt und danken können, dass sie zum Diener vieler geworden ist.“

Auch heute, liebe Schwestern und Brüder, haben wir allen Grund zum Staunen. Von den 84.000 katholischen Christen unseres Bistums sollen inzwischen laut Statistik etwa 7.000 ausländischer Herkunft sein, aus 112 Nationen! Erfreulich viele von ihnen sind heute hier auch auf der Huysburg. Und unter denen, die unsere Wallfahrt mit vorbereitet haben und mit gestalten, sind Menschen aus über 20 verschiedenen Ländern! Ist es nicht wunderbar, zu einer solchen internationalen Gemeinschaft zu gehören?! In wie vielen Regionen dieser Erde hat das Evangelium doch die Herzen der Menschen erreicht, in wie viele Sprachen wurde es übersetzt, und in wie vielen Kulturen ist es heimisch geworden! Wie aber konnte aus dem Impuls eines jüdischen Rabbi im östlichsten Winkel des Römischen Reiches eine so weltumspannende Bewegung werden? Wie konnte aus dem kleinen Häuflein verschreckter Jünger, die sich nach dem Tod Jesu zurückgezogen hatten, eine Kirche werden, die Grenzen überwindet und Gläubige aus vielen Völkern und Nationen vereint?

„Geburtsstunde der Kirche“

Eine mögliche Antwort darauf findet sich – wovon Evangelium und Lesung des heutigen Gottesdienstes uns etwas vermitteln – gewissermaßen schon in ihrer „Geburtsstunde“. Da begegnen wir einmal den Jüngern



am See Tiberias. Nach dem Tode Jesu wissen sie noch nicht so recht, wie es weitergehen soll. In ihrer Ratlosigkeit tun sie erst einmal das, was ihnen vertraut ist: Sie gehen fischen. Doch es ist vergeblich; sie fangen nichts. In dieser Situation erscheint ihnen Jesus. Auch wenn sie ihn anfangs nicht erkennen, werfen sie doch auf sein Wort hin das Netz noch einmal aus – und siehe da: Jetzt ist es übervoll von Fischen. Damit wird ihnen klar, dass Jesus weiterhin unter ihnen ist und wirkt und dass sie sein Werk fortführen sollen: die Frohe Botschaft zu verkünden. Im Bild gesprochen: Sie sollen „Menschen fischen“, und zwar aus den verschiedensten Völkern, denn das ist eine der möglichen Bedeutungen der 153 Fische, die sie in ihrem Netz finden. Obwohl Jesus als Jude insgesamt seinen Auftrag zunächst vor allem für das Volk Israel verstanden hat, so ist er doch auch schon zu Lebzeiten darüber hinausgegangen. Die Dynamik seiner Botschaft war universal, auf alle Menschen hin ausgerichtet. „Darum“ – so lautet ja der Auftrag des Auferstandenen am Schluss des Matthäusevangeliums – „geht zu allen Völkern und macht alle Menschen zu meinen Jüngern“ (Mt 28, 19).

Überdeutlich zeigt sich diese weltweite Ausrichtung dann vor allem beim Pfingstereignis. Die Jünger Jesu, die sich da versammelt haben, werden – wie es in der Apostelgeschichte (2,4f.) heißt – „mit dem heiligen Geist erfüllt“ und zugleich befähigt, „in fremden Sprachen zu reden“. Das bestätigen eindrücklich auch jene, die dieses Geschehen sozusagen von außen mitbekommen: „fromme Männer“ – wie man lesen kann – „aus allen Völkern unter dem Himmel“. Sie geraten außer sich vor Staunen, weil jeder sie in seiner Sprache reden hört. Offenbar lässt der Geist Gottes sich nicht auf ein bestimmtes Volk oder eine einzige Sprache begrenzen. Und so versteht sich die Kirche nicht als „Jerusalemere Glaubensverein“, der sich erst im Laufe der Zeit zur Weltkirche entwickelt hat, sondern von Anfang an als eine universale Bewegung, „die Israel und die Völker umfasst“ (Martin Löwenstein) und auf alle Nationen ausgerichtet ist. Das macht auch ihren großen Reichtum aus: nicht uniform, sondern bunt und vielfältig zu sein, wie es die verschiedenen Menschen und Kulturen sind.

Schon als Kind hat mich das enorm beeindruckt. Noch immer steht mir dazu ein Bildband über den Eucharistischen Weltkongress 1960 in München vor Augen. Und in einem alten Bericht darüber kann man lesen: „Eingerahmt von barock gestalteter bayerischer Festlichkeit mischte sich in vielerlei Facetten Vertrautes und Bekanntes mit noch nie Gesehenem und staunenswert Exotischem. Vom Eskimo bis zum Chinesen, vom Feuerländer bis zu den Nachkommen der Kopffäger, alle Rassen, viele Nationen waren vertreten. Neben den roten und violetten Gewändern

der zahlreichen kirchlichen Würdenträger formten die weißen Kleider zierlicher Vietnamesinnen, die bunten Saris der Inderinnen, die Tracht der Gauchos und die Kopfbedeckungen arabischer Fellachen ein Bild der Völkerverständigung und Einheit im Glauben.“ Schon lange ist ein solches internationales Erscheinungsbild fast selbstverständlich: auf dem Petersplatz in Rom, bei den Weltjugendtagen oder in Taizé. Aber auch hier auf der Huysburg zeigt sich heute, wie vielfältig Kirche sein kann.

Folgerungen

Und doch ist unsere Kirche – so möchte ich es einmal formulieren – keine „Dachorganisation national-autonomer Kulturvereine“. Zu ihrer großen Vielfalt gehört auch die Einheit. Aus allen Völkern sind wir zu dem einen Volk Gottes herausgerufen, bilden wir den einen Leib Christi und den einen Tempel des Heiligen Geistes. Und das bedeutet: Wir alle sind auch immer wieder herausgefordert, über unsere eigenen Gebräuche und Gewohnheiten hinauszugehen, den Reichtum der anderen zu entdecken und vor allem auch, sich dessen bewusst zu werden, was uns im Tiefsten verbindet. Das betrifft auch unsere ökumenischen Beziehungen. Angesichts der dramatischen Entwicklungen unserer Zeit wird es für uns Christen sogar dringlicher denn je, alles dafür zu tun, um noch einiger zu werden. Es stünde uns gut an, ein Vorbild dafür zu sein, wie Menschen unterschiedlichster Herkunft und Traditionen miteinander auskommen, indem sie einander als Brüder und Schwestern erkennen und füreinander eintreten.

Diese Verbundenheit drängt uns aber auch dazu, mit unseren Glaubensgeschwistern in anderen Ländern nicht nur die Freude, sondern auch das Leid zu teilen. Wie viele Christen werden doch wegen ihres Glaubens benachteiligt, verfolgt und sogar ermordet! Ja, Christen sind sogar die weltweit am stärksten bedrängte Glaubensgruppe. In zahlreichen Staaten gelten sie häufig als Bürger zweiter Klasse, gibt es gezielte Verletzungen der Religionsfreiheit, kommt es zu brutalen Übergriffen. Unzählige sind deshalb schon aus ihrer zum Teil uralten Heimat geflohen; und der Exodus geht weiter. Das kann und darf uns nicht kalt lassen. Diese Christen brauchen unsere Solidarität. Politische Interventionen für ihren Schutz sind gefragt, materielle Unterstützung für die Flüchtlinge an den neuen Aufenthaltsorten, aber auch unser Gebet und – wenn sie bei uns Zuflucht suchen – die Bereitschaft, sie freundlich aufzunehmen.

Darüber hinaus sollte es für uns Christen selbstverständlich sein, auch den anderen Flüchtlingen – unabhängig von deren Religion und Weltanschauung – zu helfen. Wer verlässt seine Heimat schon aus Jux und

Tollerei und setzt sich freiwillig den Gefahren von Flucht und Migration aus, koste es, was es wolle, selbst den Tod? Dabei sind nicht nur Terror und Krieg berechtigte Gründe, sein Heil anderswo zu suchen, sondern auch menschenverachtende Systeme und katastrophale Lebensumstände. Das stellt Europa insgesamt freilich derzeit und in Zukunft vor massive sozialpolitische und humanitäre Herausforderungen. Angesichts dessen sollten wir aber nicht uns noch mehr und besser in unserem Wohlstand abschotten, Stacheldrahtzäune errichten und Flüchtlinge kriminalisieren, sondern unsere Möglichkeiten nutzen, um wirkungsvoll zu helfen. Entgegen allen dumpfen Parolen, aggressiven Protesten und gewalttätigen Übergriffen brauchen wir mehr denn je Fantasie und Mut, Weltoffenheit und Tatkraft, bessere gesetzliche Rahmenbedingungen, eine solidarische Zivilgesellschaft und eine neue Kultur der Mitmenschlichkeit. Wie hat es Pater Dartmann, der bisherige Hauptgeschäftsführer unseres deutschen Osteuropa-Hilfswerkes Renovabis bei seiner Verabschiedung vor einigen Tagen doch gesagt: „Ich habe keine Angst vor einer Überfremdung von außen, wohl aber vor einer Entmenschlichung von innen.“ Dem kann ich nur zustimmen. Immer deutlicher spitzt sich dabei auch die Frage zu, wie Menschen unterschiedlicher Kulturen und Religionen in dieser unserer Gesellschaft friedlich zusammenleben können. Als Kirche aus Völkern und Nationen könnten wir dazu unsere besonderen Erfahrungen – positive wie negative – mit einbringen, denn Einheit in Vielfalt zu leben, gehört sozusagen zu unserer „Geburtsurkunde“, ja, steckt uns gewissermaßen sogar in den „Genen“.



Mögen wir Christen nicht zu denen gehören, die irrationale Ängste schüren und vermehren oder nur klagen und jammern. Mögen wir vielmehr entschieden und geistvoll jeder Feindschaft und jedem Hass gegenüber Fremden, Ausländern und Flüchtlingen entgegentreten und konstruktiv zur Lösung der Probleme mit beitragen. Keine Frage, die Herausforderungen sind gewaltig, manche meinen, der Situation nach dem II. Weltkrieg oder den Folgen von 1989 vergleichbar. Aber warum sollte es uns nicht auch jetzt in Deutschland und in Europa gelingen, diese gemeinsam zu bewältigen?! Mögen wir zu einem Hoffnungszeichen für viele werden: in der Gemeinde und in der Nachbarschaft, in der ganz praktischen Hilfe für Flüchtlinge und im Einsatz für die Menschenrechte, in der Ökumene und auf den verschiedenen politischen Ebenen, durch eine großzügige Spende und durch das Gebet. Vieles geschieht schon, und nicht nur unter uns Christen, sondern in der ganzen Gesellschaft. Darüber bin ich sehr froh. Dafür möchte ich allen, die sich daran beteiligen, von ganzem Herzen danken. Vielleicht haben manche dabei schon die Erfahrung gemacht: Wir können durch persönliches Engagement selbst beschenkt und heilsam verändert werden. Darauf verweist jedenfalls Fulbert Steffensky, indem er schreibt: „Man weiß nur, wer man ist, wenn man sich dem Schmerz der Fremdheit aussetzt. Man lernt den eigenen Reichtum erst kennen, wo man sich mit fremden Lebensentwürfen und fremder Religion auseinandersetzen muss. Und man lernt den eigenen Mangel erst kennen, wenn man auf den Reichtum der Fremden stößt.“

Ja, wir alle haben noch Entwicklungsmöglichkeiten. Mögen wir – jede und jeder von uns – erkennen, wo und wie wir als Einzelne und in der Gemeinschaft der Kirche ganz konkret noch mehr zu einem Hoffnungszeichen in der Welt werden können.

Redlich, tiefsinnige Schönheit

Zur Einweihung der Triegel-Fenster in der Schlosskirche
St. Mariä Himmelfahrt zu Köthen am 6. Oktober 2015



Liebe Festgemeinde, liebe Schwestern und Brüder, als Theologe komme ich ohne Umschweife auf das zu sprechen, was uns die neuen Glasmalereien hier vor Augen stellen. Und damit Sie die Hälse nicht verdrehen müssen, konzentriere ich mich dabei auf das Ostfenster, auf das Sie gerade blicken.

Vordergründig sehen wir da eine Pietà-Darstellung, wie wir sie sicherlich einige hundert Male zuvor schon zu sehen glaubten. Aber, liebe Festgemeinde, schauen Sie bitte ganz genau hin, trauen Sie Ihren Augen! Denn es ist nicht die Pietà der kunstgeschichtlichen Tradition, die uns der Künstler zeigt. Wir sehen hier nicht den Karfreitag, sondern den Karsamstag. Und der Karsamstag ist ja viel mehr als nur die dumpfe Grabesruhe. Vielmehr ist der Karsamstag eine Haltung gläubigen Lebens, welche die Gottesmutter Maria modellhaft vorgelebt hat. Karsamstags-Existenz bedeutet ein Leben der demütigen Hingabe, des geduldigen, aber keineswegs untätigen Wartens auf die Vollendung.

Die Karsamstags-Existenz Mariens beginnt bereits mit der Verkündigung des Engels, hier links dargestellt mit der segnenden Hand und der Lilie als Symbol der Jungfräulichkeit. Die Worte des Engels durchkreuzen das Leben des galiläischen Mädchens Maria radikal: „Du wirst einen Sohn empfangen!“, sagt der Engel „...und er wird Sohn Gottes genannt werden!“ Und das Mädchen Maria? Sie gerät nicht etwa in Panik ob der Ungeheuerlichkeit dieser Botschaft. Nein, voll gläubiger Gelassenheit akzeptiert sie ihr neues Leben, das ja nicht nur für sie selbst, sondern für die

ganze Welt eine Zeitenwende bedeutet. Gerade noch hatte sie im Buch des Alten Testaments die Geschichte „vor Christus“ gelesen – nun hat sie das Buch zugeschlagen. Denn was jetzt aufscheint, ist das Neue Testament, die Zeit „nach Christi Geburt“. Still legt Maria die rechte Hand auf ihr Herz, „sie bewegt die Worte des Engels in ihrem Herzen“. Und dann antwortet sie: „Mir geschehe nach deinem Wort!“ Bereits an diesem Punkt vollzieht sich in Marias Leben ein kleiner Tod in der Gewissheit neuen Lebens: „So spricht Gott sein Ja, so stirbt unser Nein“, wie es in einem Kirchenlied heißt. Karsamstag im Sinne Mariens bedeutet also: Wenn wir unser Ego sterben lassen, werden Glaube, Hoffnung und Liebe uns durchs Leben tragen – und einst an das wahre Ziel führen.

Und Maria wird schwanger, wie der Engel ihr gesagt. Geduldig wartend trägt sie die „Frucht ihres Leibes, Jesus“ im Schoss. Karsamstag: Zeit des geduldig-hoffnungsvollen Wartens. Dadurch erklärt sich jetzt



auch, warum das Kirchenfenster Jesus nicht als zerschundenes Folter-Opfer, sondern ganz makellos darstellt; selbst die Wundmale sind unblutig. Denn wir sehen Jesus hier in der karsamstäglichen Gestalt zwischen Menschwerdung und Auferstehung. Das ist eine in der gesamten Sakralkunst noch nie da gewesene Interpretation! Sie berührt mich zutiefst: Zu Beginn und am Ende von Jesu irdischem Leben liegt der Gottessohn in Marias Schoß. Schauen Sie einmal ganz genau hin: Jesus sitzt ein ganzes Stück über dem Boden. Jemand hatte schon die Vermutung, Jesus säße vielleicht auf dem Schädel des Adams. Wenn dem so wäre, dann hätte der Künstler den Schädel wenigstens teilweise sichtbar gemacht. Nein, in Triegels Darstellung beginnt Jesus zu schweben. Es ist genau der Moment zwischen Tod und Auferstehung, den der Maler hier eingefangen hat. Marias Gesichtsausdruck ist demnach nicht leidend, sondern entspannt kontemplativ. In unbedingtem Glauben weiß sie, dass der Tod

nicht über Jesus gesiegt hat, sondern im Gegenteil, dass Jesus den Tod besiegt.

Und auf noch etwas möchte ich Sie aufmerksam machen: Obwohl der Maler nur das Stück eines vertikalen Holzbalkens zeigt, weiß jeder, dass dies das Kreuz ist. Wir imaginieren also etwas, was wir hier gar nicht sehen. Aber das Fenster ist ja auch viel zu klein, um das ganze Kreuz in diesem Maßstab abzubilden. Stellen Sie es sich einmal in voller Größe vor. Es würde das Kirchendach durchbrechen, es würde weit über der Stadt Köthen aufragen. So zieht uns das Glasbild Michael Triegels nach oben, ganz so, wie es im Johannesevangelium heißt: „Wenn ich von der Erde erhöht bin, werde ich alle an mich ziehen“.

Liebe Festgemeinde, hinter vorgehaltener Hand wurde im Vorfeld schon kritisiert, dass Michael Triegel den Figuren auf den Fenstern optische Ähnlichkeit zur eigenen Familie gegeben hat: Maria trägt die Gesichtszüge der Ehefrau des Künstlers, der Engel zeigt Ähnlichkeit mit seiner Tochter Elisabeth. In der Tat: Es sind keine idealisierten Körperhüllen,



die wir hier sehen, sondern der Künstler hat jene gemalt, die er selbst aus tiefstem Herzen liebt. In der Ikonographie der neuen Fenster wird die irdische Liebe des Künstlers zugleich zur himmlischen, frommen Liebe. Das finde ich ganz wunderbar, denn beide Weisen der Liebe lassen sich nicht gegeneinander ausspielen, sondern sie gehören untrennbar zusammen in Gott, der selber die Liebe ist.

Eingangs habe ich angekündigt, nur über das Ostfenster zu predigen, damit Ihr Nacken nicht steif wird. Bei diesem Versprechen bleibe ich auch, möchte aber das Westfenster wenigstens andeutungsweise erwähnen, denn es ist ja das eigentliche Patroziniumsfenster: Der Blick der ihres Sohnes beraubten Maria trauert der untergehenden Sonne im Westen nach und doch wissen wir, dass Maria vom Sonnenaufgang aus Osten erleuchtet werden wird – nicht umsonst gibt es eine Wortverwandtschaft zwischen „Osten“ und „Ostern“. Und umgekehrt: Der Blick der gekrönten Maria blickt ins strahlende Morgenlicht und dennoch versinkt auch diese Himmelfahrtsszene jeden Abend in der Dämmerung: Die himmlische Gottesmutter vergisst das Leid der Erde nicht; sie bleibt auf ewig die wirksame Fürsprecherin der Menschen bei Gott. Diese Korrespondenz zwischen dem östlichen Leben-Marien-Fenster und dem westlichen Himmelfahrts-Fenster ist das persönliche Glaubensbekenntnis des Künstlers, wie es kein noch so gelehrter theologischer Traktat auszudrücken vermag. Mariologie und Christologie sind hier auf geheimnisvolle, karsamstägliche Weise miteinander verwoben, und ich lade Sie alle ein, sich von diesem Geheimnis berühren zu lassen.

Triegels neue Fenster hier in Köthen sind eine „biblia pauperum“, eine „Bibel für die Armen unserer Zeit“. Denn das sind nicht nur die materiell Armen, sondern das sind auch alle, die hungern nach dem Sinnhaften, nach ganzheitlich-geistiger Nahrung und: ja, auch nach Schönheit. Schönheit in der Kunst ist nichts Reaktionäres, sondern im Gegenteil: Wer heute derart redliche, tiefsinnige Schönheit wagt wie Michael Triegel, der ist ein Avantgardist im besten Sinne des Wortes! Ich kann die Köthener Mariä-Himmelfahrtsgemeinde ebenso wie die Stadt, das Bistum und das Land Sachsen-Anhalt zu diesen wahrhaft schönen neuen Sakralkunstwerken nur von Herzen beglückwünschen – mögen sie viele und vieles bewegen!

So möchte ich enden mit den Schlussworten der tausend Jahre alten marianischen Antiphon „Salve Regina“:

„Wohlan denn, unsre Fürsprecherin, deine barmherzigen Augen wende uns zu und nach diesem irdischen Exil zeige uns Jesus, die gesegnete Frucht deines Leibes. O gütige, o milde, o süße Jungfrau Maria.“

Vom Konflikt zur Gemeinschaft

Zum Reformationstag 2015 in der Schlosskapelle in Torgau

Liebe Schwestern und Brüder, liebe Gottesdienstgemeinde, üblicherweise hat ein katholischer Bischof am Reformationstag predigtfrei. Hier und heute ist das anders. Und das ist gut so. Was noch vor etlichen Jahren und Jahrzehnten völlig undenkbar war, ist inzwischen mancherorts eine anregende ökumenische Praxis, der ich gern folge.

Doch was kann ein katholischer Bischof zur Reformation sagen – gerade hier in Torgau, das einst als „Amme der Reformation“ bezeichnet wurde? Die große Ausstellung „Luther und die Fürsten“, die morgen zum letzten Mal ihre Tore öffnet, hat den vielen Besuchern in Erinnerung gerufen, was alles die damaligen Auseinandersetzungen prägte. Ernsthaftes theologisches Ringen, ehrliche Gottsuche und erneuerter Glaube gehören ebenso dazu wie aber auch politische Machtfragen, religiöse Verhärtungen und schließlich das Zerschneiden kirchlicher Gemeinschaft. Auffällig fand ich, wie viele Waffen, Harnische und polemische Darstellungen man sehen konnte.

Ist die Wittenberger Reformation „Sündenfall“ oder „Heilsereignis“? Kann man die Spaltung der abendländischen Kirche als „Erfolg“ der Reformation ansehen, oder drückt sie nicht eher – wie der evangelische Theologe Wolfhart Pannenberg einmal formulierte – deren vorläufiges „Scheitern“ aus?

Von dem, was uns die Torgauer Lutherausstellung als Trennungsgeschichte vor Augen geführt hat, kann man nur hoffen, dass es endgültig der Vergangenheit angehört. Freilich, wir können Vergangenes nicht einfach verdrängen, doch wir dürfen unser Gedächtnis reinigen und unsere Erinnerungen heilen lassen. Wir können die oft so schmerzvolle Trennungsgeschichte, die dem eigentlichen Anliegen der notwendigen Reform an Haupt und Gliedern zuwider gelaufen ist, nicht rückgängig machen, aber wir können aus ihren Fehlern lernen. Wie sehr haben wir uns doch jahrhundertlang gegeneinander abgegrenzt, im Widerspruch zueinander profiliert oder einander misstraut, verdächtigt und bekämpft! Dazu hat Papst Benedikt 2011 bei seinem Besuch des Augustinerklosters in Erfurt unmissverständlich gesagt: „Es war der Fehler des konfessionellen Zeitalters, dass wir weithin nur das Trennende gesehen und gar nicht existentiell wahrgenommen haben, was uns mit den großen Vorgaben der Heiligen Schrift und der altchristlichen Bekenntnisse gemeinsam ist.“

Liebe Schwestern und Brüder, das uns evangelischen und katholischen Christen Gemeinsame zu stärken, darum sollte es uns immer mehr gehen. Erfreulicherweise ist das auch das Anliegen eines Dokumentes, das der Lutherische Weltbund zusammen mit dem Päpstlichen Einheitsrat im Blick auf das Reformationsgedenken im Jahr 2017 erarbeitet hat und das den Titel trägt: „Vom Konflikt zur Gemeinschaft“. Offen und kritisch, aber auch fair und sensibel wird da die Frucht eines immerhin 50jährigen lutherisch-katholischen Dialogs treffend ins Wort gebracht und eine Grundlage dafür geschaffen, miteinander vertrauens- und hoffnungsvoller in die Zukunft zu gehen.

Doch das Gemeinsame zu stärken, ist nicht nur die Aufgabe ökumenischer Spezialisten. Den Weg vom Konflikt zur Gemeinschaft zu gehen ist uns allen aufgetragen. Durch die Taufe sind wir in die Gemeinschaft aller Getauften eingefügt. Die Taufe auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes ist das Sakrament der Einheit. Es fügt uns ein in die Lebensgemeinschaft mit dem einen dreifaltigen Gott und verbindet uns zur Weggemeinschaft des einen wandernden Gottesvolkes. Wer getauft ist, bleibt also nicht für sich, sondern hat eine einzigartige Berufung zur Einheit empfangen.

Die gemeinsame Magdeburger Taufenerklärung von 2007 ist da eine ganz entscheidende Etappe auf unserem Weg vom Konflikt zur Gemeinschaft. Weil es nur eine Taufe gibt, gibt es auch nur eine „Christenheit auf Erden“.

Das dürfen wir nie vergessen, weil es das entscheidende Fundament unserer ökumenischen Versöhnungsgeschichte ist. Zur Heilung unserer Erinnerungen an Trennung und Spaltung gehört darum auf der anderen Seite immer auch das dankbare Gedenken, das gegen unsere ökumenische Vergesslichkeit jeweils neu an den Anfang und Ursprung kirchlicher Einheit erinnert. Wer für die eine Taufe danken kann, gewinnt einen neuen ökumenischen Blick für die – wie Luther in dem von ihm übersetzten lateinischen Tedeum die Kirche benennt – „ganze werte Christenheit“ . Die durch die Taufe begründete Einheit ist nicht machbar, sondern von Gott geschenkt. Sie zu entdecken und wiederzuentdecken, sie zu bewahren und zu bewähren, bleibt unsere Aufgabe und Verpflichtung.

Wer mit offenen Augen durch die Torgauer Ausstellung gegangen ist, konnte immer wieder auch Gemeinsames, alle Christen Verbindendes in den Blick nehmen. Dazu gehört vor allem das Augsburger Bekenntnis, in dem 1530 die Wittenberger Reformatoren ihren Glauben an die eine heilige Kirche bekannten und zugleich notwendige Reformen geltend machten. Luther hat – ganz „Luthersch“ in dem ihm eigenen Pathos – das Augsburger Bekenntnis, die *Confessio Augustana*, gleich-

sam als „göttliches Buch“ bezeichnen können. Und es gereicht Torgau zur Ehre, dass die sogenannten Torgauer Artikel als Vorstufe zum Augsburgischen Bekenntnis nur wenige Meter von der Marienkirche entfernt in der jetzigen Superintendentur beraten und verabschiedet wurden. Ich denke, dass die ökumenische Bedeutung der Confessio Augustana bis heute noch längst nicht ausgeschöpft ist und uns auf unserem Weg vom Konflikt zur Gemeinschaft nach wie vor wertvolle Hinweise und Hilfestellungen geben kann.

Der Blick für „die ganze Christenheit auf Erden“ weitet sich aber auch, wenn wir das in der Ausstellung gezeigte Exemplar der sächsischen Herzog-Heinrich-Agende näher betrachten. Denn da ist für die Feier des Gottesdienstes vorgesehen, dass zur Predigt das Credolied Luthers „Wir glauben all an einen Gott“ gesungen wird.

Wir haben es soeben auch in diesem Reformationsgottesdienst getan. Unsere erste ökumenische Aufgabe ist es, gemeinsam Zeugnis von unserem Glauben zu geben. Viele unserer Zeitgenossen – vor allem in Ostdeutschland – verstehen ja inzwischen überhaupt nicht mehr, wieso es eine gespaltene Christenheit gibt, geschweige denn, worin eigentlich die befreiende Botschaft des Evangeliums besteht.

Davon überzeugend in Wort und Tat zu künden, wird uns aber nur dann gelingen, wenn wir uns zunächst selbst immer neu unseres Glaubens an den lebendigen Gott vergewissern. Wir glauben ja nicht an ein höheres undefinierbares

Wesen, ein abstraktes Prinzip oder eine ferne Schicksalsmacht, sondern – wie wir gesungen haben – an Gott den „Schöpfer Himmels und der Erden, der sich zum Vater geben hat“. Seine Vatergüte, seine liebevolle Sorge werden „Leib und Seel[e] wohl bewahren“.

Luther gelingt es in seiner schöpferischen Sprache,



Eingang zur Schlosskapelle

aus den altkirchlichen Glaubensbekenntnissen – dem Apostolicum und dem Nizänum – ein eigenes Bekenntnislied zu gestalten. Dabei lässt er sich von einem einstrophigen deutschen Glaubenslied inspirieren, das bis ins 15. Jahrhundert zurückgeht. Luther übernimmt die Melodie und die ersten beiden

Textzeilen des Liedes, um es dann weiter und gehaltvoller zu entfalten. Er weiß: „Wer singt, betet doppelt.“ Und so singt er uns den Glauben ins Herz, denn „Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über.“

Als „Zeuge des Evangeliums“, als „Lehrer im Glauben“ und als „Rufer zur geistlichen Erneuerung“ – wie Luther angesichts seines 500. Geburtstages von lutherischen und katholischen Christen gemeinsam gewürdigt wurde – bekennt er das Geheimnis des einen dreifaltigen Gottes. Er tut es singend und lädt uns ein, mit der „ganzen Christenheit auf Erden“ miteinzustimmen in das Lob des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes. Er hat vollstes Vertrauen, dass auch die „religiös Unmusikalischen“ die Melodie des Glaubens erlernen können. Unsere Ohren öffnet Gott selbst, Herz und Mund ebenso. Doch die Melodie lernt man nur im Chor, nämlich mit der „ganzen Christenheit auf Erden“. Im Originalton aus Luthers Kleinem Katechismus klingt das so: „Ich glaube, dass ich nicht aus eigener Vernunft noch Kraft an Jesus Christus, meinen Herrn glauben oder zu ihm kommen kann; sondern der Heilige Geist hat mich durch das Evangelium berufen, mit seinen Gaben erleuchtet, im rechten Glauben geheiligt und erhalten; gleichwie er die ganze Christenheit auf Erden beruft, sammelt, erleuchtet, heiligt und bei Jesus Christus erhält im rechten, einigen Glauben.“

Soweit der Wittenberger Reformator. Wer auf dieser Grundlage in den Chor der Glaubenden miteinstimmt, dessen Leben wird stimmig. Das mag Verstimmungen nicht ausschließen und zu bestimmten Zeiten auch ein Nachstimmen nötig werden lassen, damit Herz und Mund wieder zusammenstimmen: „Wir glauben auch an Jesus Christ, [Gottes] Sohn und unsern Herren, der ewig bei dem Vater ist, gleicher Gott von Macht und Ehren ...“

Der ewige Sohn des Vaters wird wahrer Mensch. Die Jungfrau Maria bringt den Erlöser der Welt zur Welt: „von Maria, der Jungfrauen, ist ein wahrer Mensch geboren durch den Heiligen Geist im Glauben ...“. Weil Maria im Glauben ganz auf Gott hört, gehört sie ganz Gott, wird sie wirklich Angehörige Gottes. Sie ist leibliche Mutter des Herrn, aber mehr noch geistliche Mutter im Glauben. Maria „empfang aus Glauben und durch Glauben brachte sie zur Welt“. Jesus Christus, Gottes und Marien Sohn, ist „für uns, die wir warn verloren, am Kreuz gestorben und vom Tod wieder auferstanden durch Gott“. An diesem österlichen Geheimnis erhalten wir Anteil durch die Taufe, das Sakrament des Glaubens. Durch die Taufe sind wir mit dem Gekreuzigten und Auferstandenen auf Gedeih und Verderb oder besser gesagt: auf Verderb und Gedeih verbunden. Sein Tod hat unsere Schuld getilgt; seine Auferstehung ist unsere Lebensquelle geworden.

Christi Menschwerdung, sein Tod, seine Auferstehung – sie bleiben nicht in der Vergangenheit; im Heiligen Geist werden sie trostvolle und lebenspendende Gegenwart für uns. Gottes Geist verbindet uns zur „ganz[en] Christenheit auf Erden“; „hier all Sünd vergeben werden“. Gottes Geist schafft unsere Einheit und wirkt zugleich die Vielfalt in dieser Einheit. Auch hier und jetzt in diesem Gottesdienst sind und bleiben wir nicht unter uns; wir beten, singen, bekennen und feiern in der geistgewirkten Gemeinschaft aller Getauften. Da weiten sich die Kirchenmauern und die Kirchengrenzen.

Liebe Schwestern und Brüder, als evangelische und katholische Christen, die für ihre Taufe danken können, als Getaufte, die mit der „ganzen Christenheit auf Erden“ miteinstimmen in das Lob des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes, sind wir auf einem guten Weg – auf dem Weg vom Konflikt zur Gemeinschaft. In ökumenischer Verbundenheit und in ökumenischer Sehnsucht kann – wie Papst Johannes Paul II. es einmal formulierte – „nicht alles ... sofort getan werden, aber wir müssen tun, was wir heute tun können, in der Hoffnung auf das, was morgen möglich sein wird“.

Heute, am Reformationstag, hatte der katholische Bischof von Magdeburg Predigtendienst. Das ist bereits möglich. Ich hoffe, dass es auch einmal ein ökumenisches „morgen“ geben wird, an dem ein evangelischer Bischof zu Allerheiligen predigen wird. Könnte dies nicht ein ökumenisches Zeichen der Zukunft sein, mit dem wir zeigen, dass wir uns miteinander verbunden wissen in der Gemeinschaft der Heiligen, die aus allen Kirchen kommen und nach ihrem irdischen Pilgerweg in die Gemeinschaft mit dem auferstandenen Herrn aufgenommen sind? Schon jetzt ist dies auf einer Ikone aus dem Kloster Bose in Norditalien angedeutet: Auf ihr kann man in einer großen Schar längst vertrauter Personen auch Papst Johannes XXIII., den Ökumenischen Patriarchen Athenagoras und Pfarrer Dietrich Bonhoeffer sehen.

Auf dem Weg vom Konflikt zur Gemeinschaft sind wir verbunden mit der „ganzen Christenheit auf Erden“, mehr noch: mit der ganzen Christenheit im Himmel und auf Erden. Wir sind wirklich auf einem guten Weg – in der Hoffnung auf das, was morgen möglich sein wird! Beherzigen wir dabei noch mehr, was uns der Brief an die Epheser nahelegt (4,2): „Seid demütig, friedfertig und geduldig, ertragt einander in Liebe, und bemüht euch, die Einheit des Geistes zu wahren durch den Frieden, der euch zusammenhält.“



Mit einem Pilgerweg haben Christen aus den Mitgliedskirchen der ACK in Sachsen-Anhalt 2015 in Wittenberg ein Zeichen der Versöhnung gesetzt. Am Ursprungsort der Lutherischen Reformation erinnerten sie an die belastende Vergangenheit der vergangenen 500 Jahre. Und sie bezeugten die besondere Verantwortung der Kirchen für ein weiteres Aufeinanderzugehen sowie für ein wachsendes Miteinander.



Der Kontaktgesprächskreis zwischen Vertretern der Deutschen Bischofskonferenz und des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland sprach in Magdeburg im Juni 2016 über Themen, die Europa, Flucht und Migration sowie die Parteien betrafen. Vor allem ging es aber auch um das gemeinsame Zugehen auf das Reformationsgedenken 2017 und die geplanten Vorhaben.



Im Gästehaus der Deutschen Bischofskonferenz in Bonn kam es bei einer Begegnung mit leitenden Geistlichen orientalisch-orthodoxer Kirchen in Deutschland zu einem brüderlichen Austausch über die gegewärtigen Herausforderungen. Von links nach rechts: äthiopisch, syrisch, römisch-katholisch, koptisch, armenisch.



Bei einer Tagung in der ehemaligen Theologischen Hochschule des Ökumenischen Patriarchats auf der Insel Chalki vor Istanbul setzte der Internationale Arbeitskreis St. Irenäus seine Überlegungen zu einer Verbesserung der orthodox-katholischen Beziehungen fort.

Jeder Mensch hat von Gott seine Würde

Interview mit der Torgauer Zeitung am 13. November 2015

Herr Bischof, ganz generell: Was ist die Antwort der katholischen Kirche auf die aktuelle Flüchtlingssituation?

Es ist der Aufruf, sich kreativ und solidarisch dieser Herausforderung zu stellen. Darin stimmen wir übrigens auch mit der evangelischen Kirche völlig überein.

Und das bedeutet?

Jeder Mensch hat von Gott her seine Würde. Das ist unser Ansatzpunkt. Darum gilt es, dem, der in Not ist, auch zu helfen, egal, aus welchem Volk er stammt oder welcher Religion er angehört. In den Fremden und Heimatlosen will uns Jesus Christus – wie wir von ihm aus der Bibel hören – sogar selbst begegnen.

Demnach gilt also Gleichbehandlung und jeder soll hier Asyl finden, wenn er denn will?

Das kann man so nicht sagen. Selbstverständlich brauchen wir verantwortungsvolle politische Regelungen, aus welchen Gründen und unter welchen Bedingungen jemand bei uns bleiben kann. Angesichts der gegenwärtigen Dramatik ist es jedoch zunächst einmal wichtig, allen Flüchtlingen auf menschenfreundliche Weise gewissermaßen „erste Hilfe“ zu leisten und sie nicht kaltherzig ihrem Schicksal zu überlassen. Sich hinter Stacheldrahtzäunen oder Mauern abzuschotten, ist keine akzeptable Lösung. Zudem muss in einem Rechtsstaat wie unserem jeder Asylbewerber ein faires Verfahren bekommen. Ich bin allen dankbar, die sich haupt- oder ehrenamtlich um die Migrantinnen und Migranten bemühen und dabei oftmals nicht Zeit und Mühen scheuen. Vieles überfordert fast.

Ist das denn leistbar in Ihren Augen?

Ja, davon bin ich überzeugt; wir können das schaffen, wenn wir nur wollen. Das kostet aber Kräfte und lässt sich nicht nebenbei erledigen. Wir haben in unserem Land in der Vergangenheit schon ganz andere

Probleme bewältigt. Eine Schwierigkeit sehe ich freilich darin, dass viele – vor allem hier im Osten – noch relativ unerfahren im Umgang mit Ausländern sind. Die Angst vor dem Fremden, die mindestens unbewusst wohl in jedem steckt und die ich durchaus verstehen kann, scheint sogar ziemlich groß zu sein. Wir sollten uns von ihr aber nicht beherrschen lassen oder diese noch schüren, sondern versuchen, sie aufzuarbeiten und abzubauen.

Sie meinen die besorgten Bürger?

Die gibt es durchaus; mit ihnen kann und sollte gesprochen werden. Wenn unter diesem Begriff inzwischen aber auch eine ganze Reihe von Rechtspopulisten mit eigenen Zielen unterwegs sind, klingt es überhaupt nicht mehr harmlos. Wer bei radikalen Stimmungsmachern mitläuft, sollte sich sehr genau überlegen, wen er da unterstützt. Wenn rassistisches Denken, menschenfeindliche Parolen und unverschämte Hassreden in der Mitte der Bevölkerung ankommen, wird es gefährlich. Das macht mir schon Sorge. Bedenkenswert finde ich da, was Peter Dartmann, der Hauptgeschäftsführer der Solidaritätsaktion der deutschen Katholiken mit den Menschen in Mittel- und Osteuropa, bei seiner Verabschiedung neulich gesagt hat: „Ich habe keine Angst vor einer Überfremdung von außen, wohl aber vor einer Entmenschlichung von innen.“

Wie lässt sich dieses Problem Ihrer Meinung nach bekämpfen?

Nur mit Aufklärung und Zivilcourage. Was wir brauchen sind sachdienliche und ausreichende Informationen, konstruktive Gespräche, ermutigende Signale, viel guter Wille und eine große Solidarität. Im Kontakt von Mensch zu Mensch kann sich auch manches entkrampfen. Zudem sollten wir uns wieder einmal bewusst werden, welche Werte zu unserer Kultur gehören und was unsere Gesellschaft zusammenhält. Auf jeden Fall zeigt sich ihr Geist besonders darin, wie man mit den Schwächsten umgeht. Sehr wichtig wird sein, sich zielstrebig um die Integration der Flüchtlinge zu bemühen.

Aber Integration ist ein sehr langwieriger Prozess.

Das stimmt; sie gelingt nicht von heute auf morgen, ist aber die Grundlage für ein friedliches Zusammenleben. Dadurch werden auch wir uns verändern. Doch auch ohne die aktuelle Zuwanderung stehen wir schon in schwierigen Veränderungen. Schauen wir uns doch um, wie viele Men-

schen aus unserem Umfeld seit 1989 schon gegangen sind, wie sehr unsere Region altert! Da könnten viele der Migranten unsere Entwicklung sogar positiv beeinflussen.

Wie genau kann die katholische Kirche dabei helfen?

Als internationale Gemeinschaft haben wir auf diesem Gebiet recht viele Erfahrungen, positive wie negative und sind auch weltweit vernetzt. Unsere Gemeinden leisten zudem auch ganz praktische Nachbarschaftshilfe. In einigen Pfarreien gibt es Deutschkurse, Christen helfen Migranten bei Behördengängen und den Kindern bei Hausaufgaben. Schon im Januar 2014 haben wir ein Flüchtlingshilfswerk gegründet. Unsere Caritas ist mit ihren Beratungs- und Hilfsdiensten besonders gefragt; einer ihrer Vereine kümmert sich ausschließlich um unbegleitete minderjährige Flüchtlinge. Und in einigen Pfarreien oder Einrichtungen haben wir auch Flüchtlinge in Wohnräumen aufgenommen.



Das Interkulturelle Zentrum des Caritasverbandes in Magdeburg ist für Migranten - Frauen und Männer - seit 20 Jahren eine wichtige Adresse. Bischof Dr. Gerhard Feige und den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des IKZ ist es wichtig, allen, die Hilfe brauchen, im Geist des Evangeliums zur Seite zu stehen.

2015 nach Christus

Predigt am ersten Weihnachtsfeiertag 2015

Schon seit langem zählen wir unsere Jahre nach Christi Geburt; momentan sollen es einer überlieferten Berechnung zufolge 2015 sein, und bald beginnt das nächste. Ohne Zweifel hat das Christentum in seiner 2000-jährigen Geschichte deutliche Spuren auf unserer Erde hinterlassen, äußerlich wie innerlich. Was aber ist davon übrig geblieben? Ist Europa noch christlich oder inzwischen – wie manche meinen – eher nachchristlich, vielleicht auch schon unchristlich oder sogar antichristlich?

Neulich habe ich einmal einen kleinen Weihnachtsmann geschenkt bekommen. Das Interessante an ihm ist, dass man ihn in der Mitte aufklappen kann und dann gewissermaßen in seinem Bauch eine winzige Krippe sieht. Sofort hatte ich die Assoziation: „verinnerlicht oder gefressen“? Kann man das nicht auch auf unsere Gesellschaft, vor allem im Osten Deutschlands, anwenden? Wirkt das, was sich mit der Krippe verbindet, vielleicht untergründig noch nach, prägt es weiter – oder ist alles „gefressen“ und längst ausgestoßen worden?

Wie soll man es zum Beispiel deuten, dass Menschen, die sich „patriotische Europäer gegen die Islamisierung des Abendlandes“ – kurz: PEGIDA – nennen, bei ihrem vorweihnachtlichen „Spaziergang“ in Dresden „Stille Nacht“ und „O du fröhliche“ singen? „Damit wir“ – sagte jemand – „auch in Zukunft noch Weihnachten feiern können und dürfen.“ Einem anderen geht es – wie zu hören war – um Werte, um die deutsche Kultur. Im Abendland sollen an Weihnachten christliche Texte dominieren. Dass dabei der Weihnachtsmann auftritt, stört offenbar niemanden. Anscheinend gehört er inzwischen genau so zur deutschen Leitkultur wie Halloween oder abgehängte Kreuze, wie Gartenzwerge und „Astro-TV“ oder „Coffee to go“. Wieviel Religion verbindet sich eigentlich noch mit diesem Fest, wenn – wie eine aktuelle Befragung herausgefunden haben will – lediglich 28 Prozent der Deutschen in diesen Tagen an einem Gottesdienst teilnehmen wollen?

Hat der Weihnachtsmann die Krippe nun verinnerlicht oder ist sie von ihm gefressen worden? Wofür steht die Krippe? Wofür steht das Kind, dessen Geburt wir heute feiern? Oder anders gefragt: Was macht diese derzeit so oft beschworene christliche Kultur des Abendlandes aus? Um welche Werte geht es? Ist es tatsächlich das, was diejenigen verteidigen wollen, die derzeit den Untergang eines christlichen Abendlandes beschwören?

Um hier die Geister zu unterscheiden, ist es unerlässlich, sich grund-

legender Vorstellungen zu vergewissern, die durch das Christentum seit über 2000 Jahren verkündet und gelebt wurden – und zwar nicht nur in Europa, sondern weltweit. Der christliche Glaube ist ja keinesfalls einfach mit dem Abendland gleichzusetzen. Zum einen stammt er aus dem Orient – also aus dem Morgenland, atmet die Kirche gewissermaßen mit zwei Lungenflügeln, dem des Ostens und dem des Westens. Zum anderen ist das Christentum längst eine Weltreligion geworden, die natürlich ihre unterschiedlichen kulturellen Ausdrucksformen gefunden hat. Dennoch gibt es wesentliche Werte, die uns Christen überall auf der Welt verbinden.

Option für die Armen

Dazu gehört zunächst einmal das Verständnis von Gerechtigkeit, wie sie in der Bibel überliefert ist. Dort hat Gerechtigkeit in erster Linie mit einem Vorrang für die Schwachen zu tun. Das durchzieht alle Traditionen im Alten und im Neuen Testament. Ausschlaggebend dafür ist die Erfahrung, die man mit Gott immer wieder in der Geschichte gemacht hat, vor allem beim Auszug der Israeliten aus Ägypten. „Das Volk, das Gott aus Ägypten befreit, ist ein Volk von kleinen Leuten, von Hoffnungslosen, von Machtlosen, von Sklaven“ (H. Bedford-Strohm). In diese reiht Gott sich ein, wenn er seinen Sohn in einer armseligen Krippe zur Welt kommen lässt, als das wehrlose Kind eines Paares, das vergeblich eine Herberge gesucht hat und gleich nach der Geburt des Kindes nach Ägypten fliehen muss. Der Sohn, den er „zum Erben des Alls eingesetzt hat“, wie es in der Lesung aus dem Hebräerbrief heißt (Hebr 1,2), er ist der Sohn armer Leute. Zeitlebens wendet er sich vor allem den Armen zu und zeigt ihnen so, dass Gott auf ihrer Seite steht, nicht, um sie nur auf ein Jenseits zu vertrösten, sondern, um für sie auch schon jetzt etwas zum Besseren zu bewirken. Damit hat er für unseren christlichen Glauben Maßstäbe gesetzt. Wer sich zum Gott Jesu Christi bekennt, ist gerufen, wie Gott selbst ein Herz für die Armen zu haben, mit ihnen mitzuleiden und sich für sie zu engagieren. Auf unsere aktuelle Situation übertragen heißt das zum Beispiel: Neben aller ehrenamtlichen Hilfsbereitschaft brauchen wir auch politische Maßnahmen und Strukturen, die geeignet sind, den Menschen, die zu uns flüchten, wirklich gerecht zu werden. Wer aber umgekehrt dem Schicksal dieser Menschen gegenüber gleichgültig ist und sie gar feindselig abweist, wer meint, dass das eigene Wohlbefinden mehr zu beachten ist als die Not der anderen, kann für sich nicht beanspruchen, dies auf dem Hintergrund eines vermeintlich christlichen Abendlandes zu tun; er tritt dessen Werte vielmehr gleichsam mit Füßen.

Universalität

Prägend ist für uns Christen – dem Evangelium gemäß – auch die Universalität. Obwohl Jesus als Jude seinen Auftrag zunächst vor allem für das Volk Israel verstanden hat, war seine Botschaft insgesamt doch auf alle Menschen hin ausgerichtet. „Darum“ – so lautet ja der Auftrag des Auferstandenen – „geht zu allen Völkern und macht alle Menschen zu meinen Jüngern“ (Mt 28, 19). Überdeutlich zeigt sich diese weltweite Ausrichtung dann vor allem beim Pfingstereignis. Die Jünger Jesu werden – wie es in der Apostelgeschichte (2,4f.) heißt – „mit dem heiligen Geist erfüllt“ und zugleich befähigt, „in fremden Sprachen zu reden“, und diejenigen, die ihnen zuhören, geraten außer sich vor Staunen, weil jeder sie versteht. Offenbar lässt der Geist Gottes sich nicht auf ein bestimmtes Volk oder eine einzige Sprache begrenzen. Und so ist Kirche von Anfang an eine universale Bewegung. Das macht auch ihren großen Reichtum aus: nicht uniform, sondern bunt und vielfältig zu sein. Wenn wir also von christlicher Kultur sprechen, so sind weder Deutschland noch Europa dafür die Bezugsgrößen.

Darum gehört es unweigerlich zum christlichen Selbstverständnis, mit dazu beizutragen, dass Menschen unterschiedlicher Kulturen und auch Religionen in dieser unserer Gesellschaft friedlich zusammenleben können. Toleranz ist dabei keineswegs ein Zeichen von Schwäche oder – wie manche zynisch formulieren – „die letzte Tugend einer untergehenden Gesellschaft“. Toleranz – recht verstanden – hat mit Identität und Offenheit zu tun, mit einem gesunden Selbstbewusstsein und einer großen Weite, mit starken und dialogfähigen Persönlichkeiten, die auch ertragen können, wenn andere anders sind und denken.

Zur universalen Prägung der christlichen Kultur gehört es auch, sich für die Bewahrung der Schöpfung einzusetzen. Nicht umsonst hat die Enzyklika „Laudato si“ von Papst Franziskus weltweit Beachtung gefunden. Das Klima zu schützen, ist „aus ökologischen Gründen wie aus Gründen der Gerechtigkeit für die Kirchen unerlässlich“ (H. Bedford-Strohm). Deshalb engagieren sich die Kirchen auch gemeinsam dafür.

Die Goldene Regel

Und schließlich ist für das Christentum noch das Doppelgebot der Liebe von entscheidender Bedeutung. Gott und den Nächsten zu lieben, ist geradezu eine Kurzformel des Glaubens. Ohne sie kann Gott nicht angemessen beschrieben werden. So fasst Jesus selbst seine Lehre immer wieder in der sogenannten „Goldenen Regel“ zusammen: „Alles, was

ihr von anderen erwartet, das tut auch ihnen. Darin besteht das Gesetz und die Propheten“ (Mt 7,12). Diese Goldene Regel ist ein uralter und weltweit verbreiteter Grundsatz der praktischen Ethik. Man kann ihn in allen Religionen und Kulturen finden. Bekannt ist er auch in der negativen Formulierung: „Was du nicht willst, dass man dir tu, das füg auch keinem andern zu“. Damit aber kann die Goldene Regel geradezu zu einer Brücke zwischen der jüdisch-christlichen Tradition und dem säkularen Denken heutiger Menschen werden. Für den christlichen Glauben kommt hinzu, dass diese Goldene Regel auch dem Willen Gottes entspricht. Man kann Gott nicht lieben, ohne sich in andere Menschen einzufühlen und sein Handeln danach auszurichten.

Das heißt aber auch wieder: Wer die christliche Kultur verteidigen will, ist angehalten, sich in die Lage derer hineinzusetzen, die in Not sind, und ihnen dann entsprechend zu helfen. Flüchtlinge zum Beispiel jedoch aus Angst vor Überfremdung einfach ihrem Schicksal zu überlassen, die Grenzen dicht zu machen und sich aus der Verantwortung zu stellen, ist aus christlicher Sicht nicht zu verantworten und widerspricht dem, worum es Jesus wesentlich gegangen ist. Ebenso widerspricht es seiner Intention, Geschäfte mit Waffen und anderen Rüstungsexporten zu machen, die unzähligen Menschen den Tod bringen können.

In diesen Tagen feiern wir wie jedes Jahr die Geburt des Retters, der der ganzen Welt Frieden und Gerechtigkeit bringen will. In ihm sind uns entscheidende Werte auf den Weg gegeben worden, an denen wir uns orientieren können. Wer sich ehrlichen Herzens zum Kind in der Krippe bekennt, kann gar nicht anders, als sich für Frieden und Gerechtigkeit einzusetzen, wo und wie auch immer es jedem und jeder Einzelnen möglich ist. Daran zeigt sich dann auch, wes Geistes Kind jemand ist: ob die „christliche Kultur“ nur eine Worthülse ist, in der sich alles Mögliche verbergen kann, ein ideologisches Konstrukt von Ignoranz und Ressentiments – oder ob es wirklich um den geht, der als Friedensfürst in die Welt gekommen ist, um alle Menschen unabhängig von ihrer Herkunft, ihrer Kultur und ihrer religiösen Überzeugung zu retten.

Ist Europa noch christlich oder inzwischen – wie manche meinen – eher nachchristlich, vielleicht auch schon unchristlich oder sogar anti-christlich? Egal, wie wir diese Frage beantworten, die Geschichte Gottes mit uns Menschen geht weiter bis der, der damals zu Bethlehem geboren wurde, wiederkommen und die Welt vollenden wird.

Suchende

Predigt zu Epiphanie 2016

Die Sterndeuter auf der Suche

In diesen Tagen sind wieder die Sternsinger von Haus zu Haus unterwegs, zumeist Mädchen und Jungen, die als Könige verkleidet von der Menschwerdung Gottes künden, seinen Segen erbitten und Spenden für bedürftige Kinder sammeln. Bekannt ist freilich, dass das Matthäusevangelium anders als die prophetischen Vorhersagen aus dem Buch Jesaja nicht von Königen spricht, sondern von Magiern oder Sterndeutern aus dem Osten, vermutlich aus dem Gebiet des heutigen Iran und Irak. Dabei darf man nicht an irgendwelche Scharlatane denken. Offensichtlich waren es Personen, die in ihrem Herkunftsland zur geistigen Elite gehörten und Ansehen genossen, Wissenschaftler beziehungsweise Forscher, die den Rätseln des Lebens auf die Spur kommen wollten.

Selbst wenn Abenteuerlust mit im Spiel gewesen sein sollte, ist bei diesen weisen Männern doch das Entscheidende, dass sie sich auf die Suche nach irgendetwas oder irgendwem begeben haben. Sie gaben sich nicht mit dem zufrieden, was sie bereits erfahren hatten. Sie waren davon überzeugt, dass es da noch mehr geben müsse. Als sie nun einen neuen Stern entdeckten, hofften sie, dass er auf die Wahrheit hinweisen könnte, die sie suchten. Deshalb sind sie von zu Hause aufgebrochen und haben einen langen und beschwerlichen Weg auf sich genommen. Ihre einzige Orientierung war der Stern, dem sie folgten. Durch nichts und niemanden ließen sie sich davon abhalten. Damit weisen diese drei Sterndeuter auf etwas hin, was offenbar wesentlich zum Menschsein gehört. Immer wieder scheint es nämlich in uns eine innere Unruhe zu geben, die daran hindert, sich mit billigen Antworten zufrieden zu geben oder sich mit Formeln und Etiketten abspesen zu lassen. Immer wieder suchen wir danach, wie unser Leben gelingen kann. „Das“ – so formuliert es Kardinal Lehmann – „ist der Mensch: dass er unruhig sucht, ob es nach den tausend Enttäuschungen irgendwo doch einen letzten Halt und einen tiefen Grund gibt, die ihm ein Ziel vermitteln, das nicht mehr täuscht.“

Suchende in unserer Gesellschaft?

Wie aber steht es nun um eine solche Suche in unserer Gesellschaft und auch bei uns selbst? In Sachsen-Anhalt ist der heutige Tag ein staatlicher Feiertag. Aber wie vielen Menschen ist tatsächlich bewusst, was heute

gefeiert wird? Und wie viele unserer Zeitgenossen sind wirklich Suchende?

In einer internationalen Studie ist vor einiger Zeit festgestellt worden, dass der Gottesglaube in Ostdeutschland „der geringste weltweit“ sei. Als „religiöses Niemandsland“, so hat jemand anderes die neuen Bundesländer jüngst bezeichnet, als „eine noch immer ein bisschen in sich geschlossene Welt, die sich vorsichtig daran gewöhnen muss, sich auch dem Fremden gegenüber zu öffnen“. Manche sprechen von einer „forcierten Säkularität“ oder von „ererbter Gottlosigkeit“, andere halten die meisten ehemaligen DDR-Bürger für „religiös unmusikalisch“, „religiös naturbelassen“, „religionsresistent“ oder „gottlos glücklich“. Schillerner wird es noch, wenn der Erfurter Philosoph Eberhard Tiefensee formuliert: Ostdeutschland sei „so areligiös wie Bayern katholisch“. Auf jeden Fall ist es in unserer Region „normal“, keiner Kirche oder anderen Religion anzugehören. Das gilt von etwa 80 Prozent der Bevölkerung. Während – so habe ich es einmal gehört – Gott im Westen vielfach aus dem Herzen geschwunden sei, sei er im Osten auch aus dem Kopf entwichen. Die meisten hätten Gott nicht nur vergessen, sondern auch vergessen, dass sie ihn vergessen haben. Da ist etwas dran. Viele wissen schon mit dem Begriff „Gott“ nichts mehr anzufangen. Eine interessante These besagt sogar, dass man im Osten stolz darauf sei, damit „rationaler“ und „fortschrittlicher“ als die Westdeutschen zu sein, und dass man sich dieses Charakteristikum der eigenen Identität nicht auch noch rauben lasse. Viele – so meinte Tiefensee jüngst – halten es für „müßig und irrelevant“, sich solchen Themen wie „Gott“ oder „ein Leben nach dem Tod“ überhaupt zu stellen. Sie gestalten ihr Leben pragmatisch und sehen sich darin durch ein vorwiegend wissenschaftsgläubiges Weltbild bestätigt. Diese dürfe man nicht allesamt als Suchende vereinnahmen. Damit würde man ihnen nicht gerecht werden.

Dennoch gibt es um uns herum durchaus auch Menschen, die sich mit dem Bestehenden nicht einfach zufriedengeben. Wenn man sie fragen würde, wonach sie sich sehnen oder was sie suchen, bekäme man sicher die unterschiedlichsten Antworten. Manche würden vielleicht einfach sagen: „Ich möchte glücklich werden“. Und dabei spielen zumeist sogenannte „Transzendenzen im Diesseits“ eine zentrale Rolle. Das fängt schon damit an, nur irgendwie anerkannt zu sein oder sogar bedeutsam zu werden. Bei den meisten stehen Familie und Freunde sowie Treue und Verlässlichkeit immer noch hoch im Kurs. Andere sehen ihre Aufgabe darin, sich für Gerechtigkeit und Frieden einzusetzen und für Menschen, die in Not sind. Wieder andere fragen vorsichtig nach, was das Christentum zu sagen hat. Manche von ihnen lassen sich sogar eines Tages

taufen; viele ziehen es jedoch vor, erst einmal an der Schwelle stehen zu bleiben.

Heilsame Provokation

Alle diese unterschiedlichen Menschen sind für uns Christen bedeutungsvoll: diejenigen, die auf der Suche sind, ohne genau sagen zu können, was sie eigentlich suchen; diejenigen, die ihr Ziel genau benennen können; und diejenigen, die scheinbar überhaupt nichts suchen und mit ihrem Leben zufrieden sind. Wir werden durch sie herausgefordert, zu fragen, wie es um unsere eigene Suche steht. Bedenkenswert ist ja, dass es Heiden waren, die dem Stern von Bethlehem gefolgt sind und schließlich das Kind in der Krippe gefunden haben. Für die Juden von damals war so etwas undenkbar. Sie waren davon überzeugt, dass Gott nur innerhalb ihrer eigenen Religion gesucht und gefunden werden kann. Doch mit dieser Überzeugung waren sie auch in der Gefahr, die Zeichen der Nähe Gottes zu übersehen. Und so haben die Hohenpriester und Schriftgelehrten, die über alles Bescheid wussten, was den Glauben angeht, das Kind in der Krippe auch nicht erkannt.

Und heute sind wir Christen ebenfalls nicht frei davon, uns hinter Lehrsätzen und Gewohnheiten zu verschanzen. Vieles ist erstarrt oder läuft routinemäßig. Was früher war, zählt und wird für wesentlich angesehen. Damit ist jedoch oftmals nicht die große apostolische Tradition gemeint, die die Treue zu Jesus Christus durch den wechsellvollen Lauf von zwei Jahrtausenden lebendig bewahrt. Eher hält man Traditionen für unentbehrlich, die im letzten Jahrhundert vielleicht von Bedeutung waren, inzwischen aber lediglich den Zeitgeist vergangener Epochen widerspiegeln. Manchmal regt uns das Evangelium als das eigentliche Gewissen unserer Kirche viel zu wenig auf oder an. Suchen wir Gott überhaupt noch, oder glauben wir, ihn längst begriffen und erfasst zu haben? Ist unser Herz – wie es der heilige Augustinus einmal gesagt hat – dabei noch unruhig, oder haben wir diese Unruhe längst mit alltäglichen Gewissheiten und Pflichten zum Schweigen gebracht? Trauen wir uns noch, unsere gewohnten Bahnen und Überzeugungen zu verlassen, um Gott auch außerhalb davon zu suchen?

Der Gott Jesu Christi hat sich noch zu keiner Zeit darauf festlegen lassen, wann und wo und von wem er zu finden ist. So hat er seinen Sohn auch nicht nur als Messias für sein auserwähltes Volk in die Welt kommen lassen. Von Anfang an war Jesus Christus das Licht der Völker und der Retter auch der nichtjüdischen Heiden. Von diesem universalen Anspruch kündigt das heutige Fest. Deshalb hat Gott die Sterndeuter aus dem Osten aufbrechen lassen; deshalb bewegt er die Menschen in

unserem Land, die mehr oder weniger bewusst danach suchen, wie ihr Leben gelingen kann. Deshalb schlummert er auch in den Herzen derer, die scheinbar überhaupt nichts suchen.

Wenn wir diese Weite Gottes bei uns ankommen lassen, dann kann zweierlei geschehen. Zum einen kann unser Glaube tiefer und weiter werden. Wir ahnen, dass Gott immer unendlich größer ist, als wir uns vorstellen können, und dass wir ein Leben lang dazu gerufen sind, ihn zu suchen. Gott ist nicht unser Besitz. Er lädt uns ein, über Grenzen zu gehen: über die Grenzen unserer Gemeinden, aber auch über die Grenzen unserer Bilder und Vorstellungen. Er lädt uns ein, ihn dort zu suchen und zu finden, wo wir es vielleicht nie erwartet hätten: auch und gerade im Gesicht der Menschen, die scheinbar ohne ihn auszukommen glauben. Und deshalb ist auch ein zweites wichtig. Je mehr wir zu Gottsuchern werden, desto mehr werden wir auch zu Zeugen und Zeuginnen dieses Gottes gegenüber denen, die ihn nicht kennen. Manchmal ist es vielleicht gerade unsere aufrichtige Suche, die das Herz eines anderen Menschen anrühren kann – mehr als unsere scheinbaren Gewissheiten es vermögen.

Wir feiern das Fest der Erscheinung des Herrn. Die Sterndeuter aus dem Osten wollen uns deutlich machen, dass Gott ungewöhnliche Wege benutzen kann, um Menschen zum Heil zu führen. Dieses Fest weitet unseren Blick für das Wirken Gottes in allen Völkern auf unserer Erde, innerhalb unserer Kirche und außerhalb, bei Christen und Nichtchristen, bei Suchenden und bei denen, die vielleicht gar nichts suchen. Haben wir den Mut, immer wieder aufzubrechen, um den zu suchen, der für uns alle der Weg, die Wahrheit und das Leben sein will. Und wer weiß, vielleicht werden wir dadurch selbst zu einem Stern, der anderen den Weg nach Bethlehem zeigt.

„Nicht Konkurrenten, sondern Geschwister“

Zur Begegnung von Papst Franziskus und Patriarch Kyrill
in Havanna am 12. Februar 2016

Während die Beziehungen zwischen Rom und Konstantinopel sich seit der ersten Begegnung von Papst Paul VI. und dem Ökumenischen Patriarchen Athenagoras 1964 recht kontinuierlich in „schwesterkirchlicher Weise“ weiterentwickelt haben, erscheint es fast wie ein Wunder, dass nun endlich ein Treffen des Moskauer Patriarchen mit dem Papst zustande gekommen ist. Lange erwartet und immer wieder von russischer Seite als noch nicht möglich zurückgestellt, ist es jetzt gelungen, ein solches Hoffnungszeichen zu setzen, aber ohne Gottesdienst oder Gebet. Entscheidend für dieses auch diplomatische Meisterstück waren intensive Vorbereitungen hinter den Kulissen, große Sensibilität für die beiderseitigen Befindlichkeiten, hohe persönliche Motivation und ein gewisser Kairos,

bedingt durch die gegenwärtigen weltpolitischen und gesellschaftlichen Herausforderungen sowie das bevorstehende Panorthodoxe Konzil. Für wie bedeutsam das zwei-stündige Gespräch angesehen wurde, zeigt auch die rege Medienberichterstattung, die manchmal leider historisch etwas unbedarft und nicht frei von Klischees war.

Als Schlüssel und generelle Zusammenfassung der gemeinsamen Erklärung bietet sich die Aussage an: „Wir sind nicht Konkurrenten, sondern Geschwister, und von dieser Vorstellung müssen alle unsere



Diese Petrus-Andreas-Ikone - ein Geschenk des Ökumenischen Patriarchen Athenagoras an Papst Paul VI. - befindet sich im Päpstlichen Rat für die Einheit der Christen.

wechselseitigen Unternehmungen wie auch die gegenüber der Außenwelt geleitet sein.“ Obzwar – so heißt es dann – auf dem Weg zur Wiederherstellung der Einheit „zahlreiche Hindernisse“ noch „andauern“, besteht unsere Sendung doch darin, die zwischenkirchliche Versöhnung ernsthaft voranzutreiben, in vielen Bereichen zusammenzuarbeiten und den anderen Menschen das Evangelium Christi einmütig zu bezeugen. In seiner Rede spricht Papst Franziskus auch davon, dass sich „die Einheit im Unterwegssein bildet“. Zweifellos gehört zu den Hindernissen für das Moskauer Patriarchat immer noch die Griechisch-katholische Kirche in der Ukraine. Entkrampfend heißt es aber nun offiziell, dass die Methode des „Uniatismus“ zwar nicht mehr vertretbar sei, die so entstandenen Gemeinschaften aber das Recht haben, eigenständig zu existieren und zu wirken. Als dringend wird jedoch angemahnt, in der Ukraine alles zu unternehmen, um die kirchlichen Auseinandersetzungen – auch innerhalb der Orthodoxie – zu überwinden. Auffälliger Weise geht es im Text vor allem um soziale und ethische Probleme sowie die Verteidigung christlicher Werte, wobei die damit verbundenen Vorstellungen sich freilich in manchem voneinander unterscheiden dürften. Auf jeden Fall wird die brüderliche Begegnung zwischen Patriarch Kyrill und Papst Franziskus sich nicht nur in gesellschaftlicher, sondern auch in zwischenkirchlicher Hinsicht fruchtbar auswirken, und das nicht nur auf das Verhältnis zwischen Rom und Moskau, sondern auch auf den theologischen Dialog mit der gesamten Orthodoxie. Im Vorfeld des Panorthodoxen Konzils, wo auch die Beziehungen zur übrigen christlichen Welt ein Thema sein sollen, und angesichts der nächsten Vollversammlung im Internationalen orthodox-katholischen Dialog erscheint ihr gemeinsames Auftreten jedenfalls als eine heilsame ökumenische Herausforderung, die nicht ohne Folgen bleiben wird. Auch wenn aus manchen Kreisen antiökumenische Kritik zu erwarten ist, sollte das nicht hindern, sich mutig und entschlossen weiterhin um eine größere Gemeinschaft zu bemühen.



In St. Petersburg stand beim 9. Theologischen Gespräch zwischen Vertretern der Russischen Orthodoxen Kirche und der Deutschen Bischofskonferenz das Verständnis von Ehe und Familie im Mittelpunkt. Dabei bezog man sich auch auf die Erklärung von Patriarch Kyrill und Papst Franziskus in Havanna.

Mit Hochachtung

Grußwort zur Eröffnung eines muslimischen Gebetsraumes
am 12. Februar 2016 in Halle im katholischen Krankenhaus

Verehrte Damen und Herren, liebe Schwestern von der heiligen Elisabeth, sehr geehrte Vertreter und Vertreterinnen des Krankenhauses, der Stadt Halle und der Kirchen, verehrte und liebe muslimische Mitbürger und Mitbürgerinnen, es ist schon etwas Besonderes, dass ein katholisches Krankenhaus im Osten Deutschlands Muslimen einen Raum für ihr Gebet zur Verfügung stellt. Warum? Einerseits gab es zwar in der langen Geschichte der Beziehungen zwischen Muslimen und Christen schon manche fruchtbaren Kontakte und Verständigungsbemühungen.

Andererseits aber grenzte man sich immer mehr gegeneinander ab, eskalierten Konflikte, folgten Unterdrückungen und Kriege, brannten sich leidvolle Erfahrungen tief in das Gedächtnis ein, nahmen Misstrauen, Vorurteile und Feindschaft zu. Auch heute ist das Verhältnis zwischen Christen und Muslimen, zwischen Europa und dem Islam nicht spannungsfrei, gibt es zum Teil recht unterschiedliche Vorstellungen über das mitmenschliche und gesellschaftliche Zusammenleben, machen Nationalisten und Terroristen uns sogar wieder verstärkt Angst voreinander.

Da ist es ein mutiges und hoffnungsvolles Zeichen, das heute hier gesetzt wird: die Eröffnung eines muslimischen Gebetsraumes auf dem Gelände einer christlichen Einrichtung! Wie kann so etwas möglich sein? Für uns Katholiken bietet dazu vor allem das II. Vatikanische Konzil eine entscheidende Grundlage. In seiner 1965 verabschiedeten „Erklärung über das Verhältnis der Kirche zu den nichtchristlichen Religionen“ heißt es unter anderem: „Die katholische Kirche lehnt nichts von alledem ab, was in diesen Religionen wahr und heilig ist. Mit aufrichtigem Ernst betrachtet sie jene Handlungs- und Lebensweisen, jene Vorschriften und Lehren, die zwar in manchem von dem abweichen, was sie selbst für wahr hält und lehrt, doch nicht selten einen Strahl jener Wahrheit erkennen lassen, die alle Menschen erleuchtet (Nostra aetate 2)“. Und im Blick auf den Islam wird gesagt: „Mit Hochachtung betrachtet die Kirche auch die Muslime, die den alleinigen Gott anbeten, den lebendigen und in sich seienden, barmherzigen und allmächtigen, den Schöpfer Himmels und der Erde, der zu den Menschen gesprochen hat. ... Jesus, den sie allerdings nicht als Gott anerkennen, verehren sie doch als Propheten, und sie ehren seine jungfräuliche Mutter Maria ... Überdies erwarten sie den

Tag des Gerichtes ... Deshalb legen sie Wert auf sittliche Lebenshaltung und verehren Gott besonders durch Gebet, Almosen und Fasten (Nostra aetate 3).“ Seitdem hat es vielfältige Initiativen gegeben, sich noch besser kennenzulernen, gegenseitige Vorurteile abzubauen und in einen echten interreligiösen Dialog zu kommen. Dazu gehört auch, miteinander nach Möglichkeiten zu suchen, wie wir unsere Gesellschaft so gestalten können, dass Menschen in Frieden und Freiheit leben können. Dieses Anliegen hat zum Beispiel Papst Benedikt XVI. im Jahre 2005 folgendermaßen zum Ausdruck gebracht: „Gemeinsam müssen wir – Christen und Muslime – uns den zahlreichen Herausforderungen stellen, die unsere Zeit uns aufgibt. Für Apathie und Untätigkeit ist kein Platz, und noch weniger für Parteilichkeit und Sektentum. Wir dürfen der Angst und dem Pessimismus keinen Raum geben. Wir müssen vielmehr Optimismus und Hoffnung pflegen.“ Und im Apostolischen Schreiben „Evangelii Gaudium“ (Nr. 253) von Papst Franziskus aus dem Jahre 2013 heißt es sehr konkret und differenziert: „Wir Christen müssten die islamischen Einwanderer, die in unsere Länder kommen, mit Zuneigung und Achtung aufnehmen, so wie wir hoffen und bitten, in den Ländern islamischer Tradition aufgenommen und geachtet zu werden. Bitte! Ich ersuche diese Länder demütig darum, in Anbetracht der Freiheit, welche die Angehörigen des Islam in westlichen Ländern genießen, den Christen Freiheit



„Ich hoffe sehr“, sagte Bischof Feige bei der Eröffnung des muslimisches Gebetraumes in Halle, „dass die Ermöglichung dieses Gebetsraumes hier im Krankenhaus St. Elisabeth und St. Barbara mit dazu beiträgt, konstruktive und vertrauensvolle Beziehungen zwischen Christen und Muslimen vor Ort entstehen zu lassen.“

zu gewährleisten, damit sie ihren Gottesdienst feiern und ihren Glauben leben können. Angesichts der Zwischenfälle eines gewalttätigen Fundamentalismus muss die Zuneigung zu den authentischen Anhängern des Islam uns dazu führen, gehässige Verallgemeinerungen zu vermeiden, denn der wahre Islam und eine angemessene Interpretation des Korans stehen jeder Gewalt entgegen.“

Ich hoffe sehr, dass die Ermöglichung dieses Gebetsraumes hier im Krankenhaus St. Elisabeth und St. Barbara mit dazu beiträgt, konstruktive und vertrauensvolle Beziehungen zwischen Christen und Muslimen vor Ort entstehen zu lassen. Ich wünsche Ihnen, verehrte und liebe muslimische Freunde, dass der barmherzige und allmächtige Gott Sie allezeit beschütze, segne und erleuchte. Möge er unsere Schritte auf den Weg des Friedens lenken. In dieser Intention möchte ich im Namen der hier anwesenden Christen mit den Worten von Papst Johannes Paul II. beten: „Herr, Gott des Himmels und der Erde, Schöpfer der einzigen Menschheitsfamilie, wir beten zu dir für die Anhänger aller Religionen. Mögen sie im Gebet und reinen Herzens deinen Willen suchen; mögen sie dich anbeten und deinen heiligen Namen verherrlichen. Hilf ihnen, in dir die Kraft zu finden, Ängste und Misstrauen zu überwinden, die Freundschaft wachsen zu lassen und in Harmonie miteinander zu leben.“

„Barmherzig wie der Vater“

Brief zur österlichen Bußzeit 2016

Von gestern oder aktuell?

Liebe Schwestern und Brüder, „Die verlorene Barmherzigkeit“ – so lautet der Titel eines Buches, das 1993 in deutscher Sprache erschienen ist. Verfasst hat es der russische Schriftsteller Daniil Granin. Anlass dazu war für ihn die Erfahrung, die er einige Jahre zuvor im damaligen Leningrad gemacht hatte. Nach einem schweren Sturz auf belebter Straße war er blutüberströmt einfach liegen gelassen worden; niemand hatte sich um ihn gekümmert. Infolge dessen wurde ihm immer mehr bewusst, dass die einstmals in Russland hochgeschätzte Haltung der Barmherzigkeit unter kommunistischer Herrschaft nicht nur vergessen, sondern sogar regelrecht ausgemerzt worden war. Selbst das Wort dafür – Miloserdie – hatte man aus dem Lexikon getilgt. Barmherzig zu sein, galt als hoffnungslos veraltet und der modernen sowjetischen Gesellschaft als völlig unangemessen.

Und heute werden bei uns Menschen, die sich barmherzig erweisen, lächerlich gemacht. Dafür steht zum Beispiel der Begriff „Gutmensch“, der erst kürzlich zum „Unwort des Jahres“ gewählt wurde. Damit sind besonders all die gemeint, die sich ehrenamtlich für Flüchtlinge einsetzen. „Gutmenschen“ – so ist zu hören – trügen nicht zu einer Verbesserung der Lage bei, sondern machten sie noch schlimmer. Ihre Hilfsbereitschaft sei naiv und weltfremd. Solche Personen seien entweder von einem Helfersyndrom befallen oder der anmaßenden Meinung, anderen moralisch überlegen zu sein. Und die Ereignisse in der Kölner Silvesternacht scheinen da nur jene zu bestätigen, die es schon seit einiger Zeit für verfehlt halten, menschenfreundlich mit den Flüchtlingen umzugehen.

Ist Barmherzigkeit also veraltet? Erniedrigt sie Menschen vielleicht sogar? Brauchen wir sie überhaupt noch in unserer Gesellschaft? Schließlich existiert in Deutschland ja ein gut organisiertes Sozialsystem, um das uns andere beneiden. Mit diesem Netz kann sicher die größte Not aufgefangen werden. Und doch gibt es immer wieder Menschen, die durch dessen Maschen fallen. Keine noch so durchdachte Regelung kann jeder konkreten Not wirklich gerecht werden. Dazu kommt, dass unsere Welt nie fertig ist. „Immer wieder treten neue Not-, Armut- und Krisensituationen auf“ (W. Kasper), die ohne Barmherzigkeit sehr oft gar nicht wahrgenommen werden. Zugleich kann auch die Motivation fehlen, für Abhilfe zu sorgen. Ein Beispiel dafür ist, wie wir in Europa mit den Flüchtlingen umgehen. Das lässt ja derzeit kaum jemanden kalt. Befremdlicherweise machen dabei auch Verschwörungstheorien die Runde, führt Angst zu Wut und Hass, wird hemmungs- und respektlos gegen andere gehetzt, kommt es zu gewalttätigen Auseinandersetzungen, brennen sogar Flüchtlingsunterkünfte. Das kann nicht einfach hingegenommen werden! Große Anstrengungen sind nötig, um solchen Entwicklungen entgegenzusteuern und konstruktive Lösungen zu finden. Hierbei ist der Staat mit seinen Möglichkeiten gefragt, aber auch die Zivilcourage von uns allen. Dazu gehört unweigerlich auch eine große Sensibilität für die leibliche, seelische und geistige Not so vieler Menschen. Auch in der gerechtesten Gesellschaft ist die Sehnsucht nach mehr als nur Versorgung und Beteiligung, der Schrei nach liebevoller Zuwendung oder Barmherzigkeit – mag er laut sein oder leise – unüberhörbar. Und wir Christen sind hier in besonderer Weise herausgefordert. Warum?

Biblisches Zeugnis

„Barmherzig wie der Vater“, so lautet das Leitwort des Heiligen Jahres, das Papst Franziskus am 8. Dezember 2015 eröffnet hat. Ist das jedoch

so einfach mit der Barmherzigkeit Gottes? Hören wir in der Bibel, vor allem im Alten Testament, nicht auch davon, dass Gott Gebote erlässt, Übertretungen nicht einfach hinnimmt und durchaus ein strenger Richter sein kann? Und gibt es nicht auch die Möglichkeit zu scheitern? Werden wir nicht immer wieder aus gutem Grund zur Umkehr gerufen? Wie verträgt sich das mit dem Bild eines Gottes, der unendlich geduldig ist? Ist das nicht ein allzu harmloser „lieber Gott“? Diese Frage hat schon die Theologen aller Epochen beschäftigt. Dabei haben sie vor allem von den Mystikerinnen und Mystikern entscheidende Impulse bekommen. Und diese bezeugen einmütig, dass das Größte und Erste in Gott seine Barmherzigkeit ist. Ihr ist alles andere untergeordnet. Gottes Größe und Allmacht zeigen sich gerade in seiner Barmherzigkeit. Allerdings richtet diese sich an unsere menschliche Freiheit, sie wird uns nicht gegen unseren Willen von Gott übergestülpt, ist also keine „billige Gnade“.

Auch wenn an dieser Stelle ein unauflösbares Geheimnis bleibt, gibt uns das biblische Zeugnis allen Grund, dem barmherzigen Gott bedingungslos zu vertrauen. Unzählige Menschen haben in der Geschichte Israels die Erfahrung mit Gott gemacht und sie weitererzählt, dass er niemals aufhört, uns zu suchen und zu retten. Und die Propheten rufen immer wieder dazu auf, sich gegenüber den Nächsten genauso zu verhalten. Ohne Barmherzigkeit ist alle Gottesverehrung, aller Gottesdienst, sind alle Opfer, die Menschen Gott darbringen, nichts, ohne Bedeutung, fast sinnlos. Vor allem aber können wir an Jesus Christus sehen, wie sehr das Erbarmen Gottes das Zentrum seiner Botschaft ist. Wann immer er von Gott spricht, verbindet er dies mit einer heilenden und befreienden Nähe. Er berührt Menschen, die krank oder ausgestoßen sind. Er isst mit Sündern, verzeiht und richtet diejenigen auf, die öffentlich verurteilt werden. Er nimmt sogar einen Zollbeamten wie Matthäus, der den anderen als Verräter galt, unter seine Jünger auf. Und in immer neuen Gleichnissen versucht er, die Herzen der Menschen dafür zu öffnen, dass sie von Gottes Barmherzigkeit niemals groß genug denken können. Dafür ist er schließlich sogar in den Tod gegangen. „Er lebte“ – wie ein französischer Marxist (Roger Garaudy) über Jesus einmal schreibt – „auf eine Weise, die sein ganzes Leben kennzeichnete: jeder von uns kann in jedem Augenblick zu neuer Hoffnung aufbrechen.“

„ ... handle genauso!“

„Ohne Zweifel“ – so war von Papst Franziskus schon gleich nach seiner Amtseinführung zu hören – „ist die Barmherzigkeit die stärkste Botschaft des Herrn.“ Das zeigt sich auch in der innigen Verbindung von

Gottes- und Nächstenliebe, wie Christus sie uns vorgelebt hat und ans Herz legt. „Ein neues Gebot gebe ich euch“ – sagt er – „Liebt einander! Wie ich euch geliebt habe, so sollt auch ihr einander lieben“ (Joh 13,34). Das ist keine unverbindliche Empfehlung, sondern gehört zum Wesen unseres Glaubens. Daran sollen wir erkennbar sein. Weil wir gewissermaßen – so vergleicht es Madeleine Delbrêl einmal – wie eine Batterie mit der Liebe Christi „geladen“ sind, können und sollen wir auch die anderen lieben, ihnen Gutes tun und Barmherzigkeit erweisen. Dabei ist nicht unsere Großzügigkeit, Berechnung oder Rührung der Maßstab, sondern die Notlage und Bedürftigkeit derer, die unseren Weg kreuzen. Im Gleichnis vom barmherzigen Samariter kommt dies sehr deutlich zum Ausdruck. Während die etablierten Personen – Priester und Levit – eher fragen: „Was wird aus mir, wenn ich dem, der unter die Räuber gefallen ist, helfe?“, ist der Samariter, der als Fremder zufällig des Weges kommt, von der Sorge erfüllt: „Was wird aus dem, der da liegt, wenn ich ihm nicht helfe?“

Auf die Frage: „Was halten Sie vom Christentum?“ hat Heinrich Böll einmal geantwortet: „Selbst die allerschlechteste christliche Welt würde ich der besten heidnischen vorziehen“. Und als Begründung hat er hinzugefügt: In einer vom Christentum geprägten Welt „gibt es Raum für die, denen keine heidnische Welt je Raum gab: für Krüppel und Kranke, Alte und Schwache“. Dafür gilt es, sich – gerade angesichts gegenwärtiger Entwicklungen in unserer Gesellschaft – weiterhin tatkräftig einzusetzen. Die Würde aller Menschen soll auch künftig unantastbar bleiben. Dazu ist noch mehr Gerechtigkeit vonnöten, dazu gehört aber auch viel Barmherzigkeit.

Niemand von uns kann und soll sich um alle kümmern, die Not leiden. Es gibt aber genügend Gelegenheiten, wo wir ganz gefordert sind; und da kommt es darauf an, ob wir achtlos vorübergehen oder barmherzig reagieren. Auch uns gilt, was Jesus am Ende des Gleichnisses vom barmherzigen Samariter sagt: „Dann geh und handle genauso!“ Wenn wir davon wirklich gepackt würden und es ernst nähmen, könnte unsere Welt tatsächlich heller, wärmer und liebevoller werden. Es ist – so meine ich – nicht das Schlechteste, für einen „Gutmenschen“ gehalten zu werden oder sich in der Nachfolge Jesu Christi darum zu bemühen, ein barmherziger Mensch zu sein.

In herzlicher Verbundenheit erbitte ich Ihnen dazu den Segen des allmächtigen Gottes, des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.

„Das Gift der einfachen Lösungen meiden“

KNA-Interview zur Landtagswahl in Sachsen-Anhalt
am 1. März 2016

Herr Bischof, in unruhigen politischen Zeiten wird am 13. März in Sachsen-Anhalt ein neuer Landtag gewählt. Bereitet Ihnen das Sorgen?

Die gesellschaftliche Stimmungslage zur Zeit ist schwierig. Bislang gab es im Parteienspektrum immer unterschiedliche Positionen, die wir als Kirchen auch nicht gebilligt haben. Diesmal wird aber besonders deutlich, dass Fragen der Menschenwürde, der Menschenrechte und des Gemeinwohls auf dem Spiel stehen.

Können Sie ein Beispiel geben?

Es gibt einige schrille Stimmen in der AfD, die wir als sehr sonderbar empfinden, und wo Grenzen überschritten sind. Das ist vor allem, wenn überlegt wird, ob man auf wehrlose Flüchtlinge schießt. Und das 25 Jahre nach dem Fall der Berliner Mauer. Das ist ganz einfach schrecklich und zynisch.

Die AfD könnte nach aktuellen Umfragen in Sachsen-Anhalt aber 17 Prozent erringen ...

Das ist irritierend. Aber wir Kirchen versuchen in einem Wahlauftritt, klar Position zu beziehen. Wir plädieren für Mäßigung und Sachlichkeit und machen deutlich, wie Demokratie funktioniert, dass sie anspruchsvoll und anstrengend ist, dass das Gift der einfachen Lösungen gemieden werden sollte. Klare ethische Grenzüberschreitungen, die werden durch uns benannt. Wenn 80 Prozent der Bevölkerung jedoch keiner Kirche mehr angehören so wie in unserem Bundesland, wird man auf die Stimme der Kirchen eventuell auch allergisch reagieren oder sie gar nicht zur Kenntnis nehmen.

So wie der Thüringer AfD-Chef Björn Höcke, der die Kirchen aufgefordert hat, sich aus der Politik rauszuhalten ...

Christen sollten sich sogar politisch einmischen. Das Evangelium ist nicht unpolitisch. Es ist nicht nur eine Sache für den privaten Herrgottswinkel, sondern betrifft neben den einzelnen Menschen auch das gesellschaftliche Miteinander. Davon kann es sogar wesentlich profitieren.

Die AfD propagiert viele familienpolitisch konservative Werte, auch Katholiken und Protestanten sind Mitglieder, fühlen sich offenbar angesprochen ...

Christen können in sehr verschiedenen demokratischen und der Menschenwürde verpflichteten Parteien sein. Das Evangelium ist nicht auf das Programm einer Partei festgelegt. Das heißt aber auch: Christlich ist nicht gleich konservativ. Was mir Sorge macht, ist, dass die AfD Profiteur gesellschaftlicher Stimmungen ist. Ängste und Sorgen werden aufgegriffen, aber auch geschürt.

Warum ist die Bevölkerung dafür offenbar empfänglich?

Es ist eine eigenartige Gemengelage an möglichen Ursachen: vielleicht ein mangelndes Demokratieverständnis, soziale Probleme, die demografische Überalterung, wenig konkrete Erfahrungen mit Ausländern, eventuell auch die Religions- und Konfessionslosigkeit eines großen Teils der Bevölkerung.

Aber auch bei Christen ist Fremdenfeindlichkeit ein Problem: Nach neuesten Studien sind 20 Prozent der Katholiken fremdenfeindlich, 17 Prozent der Protestanten. Wie passt das zusammen?

Christentum und Fremdenfeindlichkeit passen überhaupt nicht zusammen, das schließt sich aus. Aber vielleicht hängt eine solche Einstellung damit zusammen, dass vor allem Katholiken sehr traditionsbewusst sind. Dass für sie Kirche weitgehend das ist, was sie in ihrer Kindheit wohlbehütet erlebt haben. Eine geschlossene und angeblich heile Welt, wozu eben auch keine Muslime gehörten, vielleicht auch keine Ausländer. Und dass sie eigentlich gar nicht mitbekommen haben, dass wir als Katholiken eine Weltkirche sind, dass Menschen aus allen Völkern und Nationen dazugehören und dass auch unser Sendungsauftrag darin besteht, zu allen Menschen zu gehen. Katholisch heißt nicht eng und kleinkariert, sondern wirklich weltoffen zu sein. Wir sind eine Weltkirche und kein Heimatverein.

Von Weltoffenheit ist beim Thema Obergrenzen, wie sie die CDU-geführte Landesregierung fordert, auch nicht viel zu spüren ...

Das ist richtig. Die deutschen Bischöfe sind sich deshalb auch einig, dass das nicht die Lösung sein kann. Was wird mit den Menschen, die dann jenseits dieser Obergrenze liegen? Lässt uns deren Schicksal kalt?

Sollen wir die auf dem Balkan verhungern lassen oder wieder zurück ins Mittelmeer rudern? Es kann nicht nur um das eigene Wohl gehen, sondern als Christen sind wir herausgefordert, uns auch um das Schicksal der anderen, vor allem der Bedrängten, zu kümmern.

Man könnte denken, dass die Forderung nach Obergrenzen, die ja der Linie von Bundeskanzlerin Merkel widerspricht, aus taktischen Gründen vor der Wahl erfolgt ist ...

Das sehe ich auch so. Manche Landespolitiker haben sich der Stimmung angepasst. Da wünschte ich mir nicht nur politischen Pragmatismus, sondern stärkere Orientierung an ethischen Werten. Man soll – wie es bei Luther heißt – dem Volk aufs Maul schauen, aber – so meine ich – nicht nach dem Mund reden. Das ärgert mich auch an den Wahlplakaten ...

Inwiefern?

Mit markigen Parolen und Schwarz-Weiß-Malerei – wie sie alle Parteien benutzen – kann ich nichts anfangen. Da bin ich ein gebranntes DDR-Kind. Und man braucht sich nicht zu wundern, wenn dadurch der Populismus gefördert wird. Viele Plakate sprechen niedere Instinkte an und nicht das, was man in einer Demokratie eigentlich will, nämlich eine geistige Auseinandersetzung mit den Problemen. Und noch etwas bedrückt mich: Über 1.000 Wahlplakate sind vor den jetzigen Wahlen in Magdeburg schon zerstört worden. Besonders Wahlplakate der AfD werden offensichtlich von linken Gruppierungen vernichtet. Aber damit löst man keine Probleme, sondern erreicht vielleicht das Gegenteil von dem, was man will.

Demokratie – kostbar, aber auch gefährdet

Ökumenischer Aufruf vom 1. März 2016
zur Landtagswahl in Sachsen-Anhalt

Liebe Mitbürgerinnen und Mitbürger, liebe Schwestern und Brüder, welchen Politikerinnen und Politikern werden Sie am Wahlsonntag das Geschick unseres Bundeslandes anvertrauen? Als den leitenden Geistlichen der evangelischen und der katholischen Kirche steht es uns nicht zu, irgendeine Partei konkret zu empfehlen. Wir halten es jedoch für notwendig, im Geiste des Evangeliums Jesu Christi, das ja nicht unpolitisch ist, auf wichtige Kriterien hinzuweisen.

Unsere Demokratie – freiheitlich und herausfordernd

Unsere Demokratie ist ein kostbares, aber auch gefährdetes Gut, anspruchsvoll und manchmal anstrengend, nicht unbedingt ein Paradies oder Schlaraffenland. In dieser Staatsform können alle freien Bürger und Bürgerinnen direkt oder indirekt mitreden und mitentscheiden. In totalitären beziehungsweise autoritären Systemen hingegen haben immer nur einzelne Personen oder bestimmte Gruppen das Sagen und die Macht. Anders als bei der sogenannten Marktplatz- oder Basisdemokratie, wo letztendlich niemand zur Verantwortung gezogen werden kann, bleiben bei unserer repräsentativen Demokratie alle Bürgerinnen und Bürger dafür zuständig, die von ihnen gewählten Vertreter in deren Machtausübung zu kontrollieren. Bei einer neuen Wahl können sie ihnen die Stimme verweigern oder diese anderen geben. Kritische Begleiter sind dabei auch die politische Opposition sowie außerparlamentarische Gruppen und die Medien.

Unsere Demokratie – von Recht und Werten geprägt

Außerdem gehört zur modernen Demokratie die Rechtsstaatlichkeit. Eine Verfassung oder ein Grundgesetz geben wesentliche Rechte und Regeln vor. Diese sind einzuhalten und einklagbar. Dabei geht es vor allem um oberste beziehungsweise programmatische Werte, wie – so in unserem Land – die Unantastbarkeit der Würde jedes Menschen, die Achtung der Menschenrechte und die Anerkennung des „Gemeinwohls“. Unabhängige Gerichte überprüfen, dass diese fundamentalen Vereinbarungen und alle anderen Gesetze befolgt werden.

Unsere Demokratie – faires Ringen um praktische Lösungen

Um angesichts ständig neuer Herausforderungen immer wieder zu geeigneten Lösungen zu kommen, sind offene und ehrliche – manchmal auch hart und leidenschaftlich geführte – Debatten nötig. Davon lebt eine echte Demokratie. Bei allen Auseinandersetzungen darf jedoch der Respekt voreinander nicht fehlen. Letztendlich entscheidet dann die Mehrheit. Zumeist sind es Kompromisse, die von vielen mitgetragen werden. Ungeachtet dessen müssen die Regierenden aber auch das Wohl der Andersdenkenden im Blick behalten und sich um einen Ausgleich der unterschiedlichen Interessen bemühen.

Unsere Demokratie – nichts ist vollkommen

Zweifellos hat unsere Demokratie auch Schwächen. Sie kann missverstanden und missbraucht werden. Manche Bürgerinnen und Bürger fühlen sich überfordert oder durch Behörden ungerecht behandelt. Es fällt ihnen schwer zu verstehen, dass man mitunter aus rechtlicher Sicht sehr extreme Meinungen noch duldet, anderes aber verbietet. Sie fühlen sich nicht ernstgenommen oder glauben nicht, etwas verändern zu können. Andere wiederum nutzen ihre Möglichkeiten schamlos aus und bedienen sich selbst. Außerdem gibt es auch solche, die mit demokratischen oder kriminellen Mitteln versuchen, unsere Demokratie zu untergraben und zu Fall zu bringen. Angesichts dessen sollte nicht vergessen werden, dass die erste parlamentarische Demokratie in Deutschland – die Weimarer Republik – vor 83 Jahren im Nationalsozialismus endete!

Unsere Demokratie – verantwortlich mitgestalten

Da sind Wachsamkeit und Zivilcourage vonnöten, auch die konsequente Durchsetzung des staatlichen Gewaltmonopols. Keinesfalls dürfen die rechtlichen, sozialen und humanitären Errungenschaften unserer Gesellschaft aufs Spiel gesetzt werden! Gegen alle andersartigen Bestrebungen von rechts, links oder auch aus der bürgerlichen Mitte muss es unser erstes Anliegen bleiben, die Würde des Menschen zu schützen! Lassen Sie sich im Wahlkampf nicht von menschenverachtenden Feindbildern und Verschwörungstheorien beeindrucken! Fallen Sie nicht auf Lügen, Halbwahrheiten und Gerüchte rein, auch nicht auf das „Gift der einfachen Lösungen“! Viele Probleme sind sowohl komplex als auch kompliziert. Sie lassen sich nur mit großer Anstrengung und einem langen Atem lösen. Informieren Sie sich selbst und überzeugen Sie auch andere! Treten

Sie jeder Form von Hass, Rassismus oder Gewalt entgegen! Wer nach über 25 Jahren seit dem Mauerfall wieder neue Mauern errichten will und dafür plädiert, auf wehrlose Flüchtlinge zu schießen, bewegt sich nicht mehr im Rahmen christlicher Prinzipien und freiheitlich-demokratischer Werte.

Unsere Demokratie – durch Wählen erneuern

Vermutlich gibt es keine Partei, die vollständig Ihren eigenen Vorstellungen entspricht. Dennoch sollten Sie sich an der Wahl beteiligen und wenigstens – wie manche sagen – dem kleineren Übel Ihre Stimme geben! Dabei halten wir es für entscheidend, nicht denen zu verfallen, die demagogisch argumentieren oder den Himmel auf Erden versprechen. Vertrauenswürdiger sind die Politikerinnen und Politiker, die sich für Solidarität, Weltoffenheit und ein friedliches Miteinander in nüchterner und verantwortungsbewusster Weise einsetzen. Auch wir werden unser Wahlrecht wahrnehmen und uns an dieser Abstimmung beteiligen.



Beim Ökumenischen Empfang der Kirchen für rund 200 Spitzenvertreter aus Politik, Wirtschaft und Kultur wies der frühere bayerische Landtagspräsident Alois Glück (Bildmitte) in Magdeburg darauf hin, dass die im Grundgesetz festgeschriebene Menschenwürde uneingeschränkt auch für Flüchtlinge gilt. Der Mensch dürfe niemals „verzweckt“ werden. Sonst „gehen wir in eine inhumane Welt“, so der ehemalige Präsident des Zentralkomitees der deutschen Katholiken in seinem Festvortrag.

Ohne Wut und Hass

Kommentar zum Ausgang der Landtagswahl in Sachsen-Anhalt
am 13. März 2016

„Der Populismus“ – so habe ich neulich gelesen – „lebt von den Missständen, der Rest der Politik von deren Beseitigung.“ Insofern hoffe ich, dass baldmöglichst wieder eine stabile Regierungskoalition der Vernunft zustande kommt, die sich der Würde des Menschen und dem Gemeinwohl verpflichtet weiß und die gegenwärtigen Herausforderungen mit Klugheit und Elan angeht.

Der Ausgang der Wahl wirft freilich manche Fragen auf, so zum Beispiel: Was versteht die Bevölkerung in Sachsen-Anhalt fast 27 Jahre nach dem Mauerfall eigentlich unter Demokratie: ein Rundum-Versorgungssystem, das man, wenn nicht alle Wünsche oder Forderungen erfüllt werden, abstraft, oder eine Solidar- und Handlungsgemeinschaft, die vom konstruktiven Engagement mündiger Bürger und Bürgerinnen lebt?

Wie lässt sich die Wählerwanderung so vieler von anderen Parteien zur AfD erklären, besonders die von der Linken? Das erweckt nicht den Eindruck tiefgründiger Überzeugungen. Waren sich die etablierten Parteien lange Zeit vielleicht auch zu sicher? Mit ebenso markigen Parolen und simplen Sprüchen wie von ihren Herausforderern konnte man dann zuletzt vermutlich auch nicht mehr viel bewirken.

Und außerdem: Wie wird sich die AfD als populistische Sammlungsbeziehung Unzufriedener entwickeln? Bisher hat sie jedenfalls noch kein ernsthaftes Programm, sondern ist eher wie ein Chamäleon aufgetreten, den Regionen und Milieus angepasst: mal – vor allem im Westen – gemäßigt bürgerlich oder christlich konservativ, volkstümlich und familienfreundlich, dann aber auch – vor allem im Osten – Ängste und Vorurteile schürend, fremdenfeindlich und nationalistisch. Wird diese Partei sich von rechtsradikalen Tendenzen genügend distanzieren und auch Empathie für Flüchtlinge und Asylsuchende zeigen? Oder wird ihre Abneigung gegenüber anderen Religionen und Kulturen noch schärfere Formen annehmen? Das sollte aufmerksam beobachtet, kritisch begleitet und ggf. entschieden zurückgewiesen werden. Schließlich handelt es sich hierbei nicht um Nebensächlichkeiten, sondern um wesentliche Kriterien für Anstand und Menschlichkeit.

Verantwortungsbewusst und nachhaltig Probleme lösen kann man nur mit Herz und Verstand, nicht aber mit Wut und Hass. Mögen in Sachsen-Anhalt auch weiterhin Solidarität, Weltoffenheit und ein friedliches Miteinander selbstverständlich sein.

„Seht her, nun mache ich etwas Neues“

Predigt beim Dies Sacerdotalis 2016

Der lange Schatten der Vergangenheit

Was fällt Ihnen spontan ein, wenn Sie den Begriff „Kirche“ hören? Welche Assoziationen gehen Ihnen dabei durch den Kopf? An mir selbst habe ich beobachtet, dass es zunächst meistens Erinnerungen sind, die da hochkommen: vor allem an feierliche Gottesdienste, volle Kirchen, große Wallfahrten und erhebende Musik. Viele denken sicher sofort an ihre Erstkommunion oder Firmung, an die Trauung oder bedeutende Jubiläen, andere wiederum an ihre Ministrantenzeit oder begeisternde



Gefäße zum Transport der heiligen Öle. Im Kreuzgang warten sie darauf, befüllt zu werden.

Jugendfahrten mit ihrem Vikar. Vielleicht erinnern sich manche auch an den mehr oder weniger interessanten Religionsunterricht, ein bedrückendes Gottesbild oder an strenge Moralvorschriften, die ihnen mit auf den Weg gegeben wurden.

Offensichtlich sind die Vorstellungen, die man von Kirche hat, wesentlich durch Erlebnisse aus der Vergangenheit bestimmt, aus Zeiten, in denen für viele die Welt angeblich noch einigermaßen heil und die Kirche sozusagen „noch im Dorf“ war. Die Gläubigen scharten sich um ihren Pfarrer, und der Pfarrer seinerseits „versorgte“ die ihm anvertraute Ge-

meinde. Kirche bot Heimat und Geborgenheit. Und selbst wenn – wie bei uns in der DDR – auch nur wenige dazugehörten, empfand man sich doch vielfach wie eine Familie. Solche persönlichen Erfahrungen haben uns nachhaltig geprägt und lassen sich nicht einfach abschütteln. Bei einigen Priestern zeigt sich das zum Beispiel manchmal auch darin, dass sie trotz aller kritischen Reflexion bei und nach ihrem Studium wenigstens unbewusst immer noch ihren Heimatpfarrer nachahmen. Und wie viele unserer Gemeindemitglieder kommen nicht aus dem Schwärmen, wenn sie von früher erzählen.

Grundsätzlich und bei bestimmten Anlässen ist das durchaus nicht verwerflich. Problematisch finde ich es aber, wenn das Erscheinungsbild der Kirche von gestern auch zum Maßstab für heute gemacht wird. Manche kämpfen sogar richtig darum, dass möglichst alles wieder so wird, wie es einmal war. Restauration ist ihr Ziel, die Wiedererrichtung oder Wiederbelebung alter Verhältnisse, die Rückkehr in die Vergangenheit. Andere jammern und klagen darüber, was es alles nicht mehr oder nur noch dürrig gibt oder dass letztendlich alles ja sowieso den Bach runter gehen wird.

Wer aber Kirche allein daran misst, wie sie irgendwann einmal gewesen ist, gleicht gewissermaßen einem Erwachsenen, der immer noch betet: „Ich bin klein, mein Herzchen ist rein; soll niemand drin wohnen, als Jesus allein.“ Alle Entwicklungen scheinen an solchen Gläubigen offenbar spurlos vorübergegangen sein. Kein Wunder, wenn sie dann heutzutage kaum oder gar nicht mehr verstehen, wozu Kirche in ihrer jetzigen Gestalt noch gut sein soll. Das aber betrifft nicht nur wenige. Uns allen – so wage ich zu behaupten – fällt es irgendwie schwer, sich dem langen Schatten der Vergangenheit zu entziehen und Kirche inmitten der dramatischen Veränderungen unserer Welt neu zu denken, zu erhoffen und daran mitzuwirken.

Tradition und Traditionen

Gehört es aber nicht zum Wesen unserer Kirche, in der apostolischen Tradition zu stehen und den Glauben treu zu bewahren, d.h. im besten Sinne des Wortes konservativ zu sein und nicht jeder Mode oder jedem Trend zu verfallen? Zweifellos! Das bekennen wir auch immer wieder über Taufe und Firmung hinaus in vielen unserer Gottesdienste. Dennoch darf aber gefragt werden: Was ist damit gemeint – und was eventuell nicht?

Yves Congar, ein bedeutender französischer Theologe, der 1994 noch zum Kardinal ernannt wurde, gebraucht dazu eine hilfreiche Unterscheidung: Er spricht von der „Tradition“ und den „Traditionen“. Bemer-

kenswerterweise wird der Singular dieses Wortes im Französischen groß geschrieben, der Plural hingegen klein. Die groß geschriebene einzigartige Tradition ist – theologisch verstanden – die Treue zur unüberbietbaren Offenbarung Gottes in Jesus Christus durch den wechsellvollen Lauf der Geschichte hindurch. Damit ist jedoch kein abgeschlossenes System gemeint, sondern ein lebendiger Strom. Es geht dabei – anders ausgedrückt – nicht darum, die Asche zu hüten, sondern die Flamme am Brennen zu halten. Dazu genügt es nicht, Begriffe einfach nur zu wiederholen oder Riten fehlerfrei nachzuvollziehen. Notwendig ist vielmehr, den Glauben immer wieder zu übersetzen und verständlich zu machen. Dieses Bemühen zieht sich durch die ganze Kirchengeschichte. Um wirklich apostolisch zu bleiben, braucht es die ständige Erneuerung im Heiligen Geist, muss nicht nur darauf geachtet werden, was Jesus gewollt hat, sondern auch, „was die gegenwärtige Zeit von uns verlangt“ (Bernhard von Clairvaux). Dabei können Sitten und Bräuche entstehen, die dem Glauben im jeweiligen Kontext einen lebendigen Ausdruck verleihen, für die Nachwelt aber nicht unbedingt erforderlich oder bedeutsam bleiben müssen. Solche geschichtlich und kulturell bedingten Traditionen sind es, die Congar klein schreiben würde. In vielen von ihnen kam sicher die wahre Tradition zum Tragen; andererseits spiegeln sie gewissermaßen aber auch den Zeitgeist vergangener Epochen wider und sind damit durchaus veränderbar.

So waren zum Beispiel die ersten Apostel, die Jesus in seine Nachfolge gerufen hat, von Beruf Fischer gewesen. Niemand käme jedoch heute auf die Idee, dass nur Fischer zu Bischöfen geweiht werden dürften. Ähnliches gilt auch im Hinblick auf das letzte Abendmahl Jesu. Obwohl dabei nur Männern das Brot und der Kelch gereicht worden ist, haben in den christlichen Gemeinden von Anfang an selbstverständlich auch die Frauen die Kommunion empfangen. Bei der Fußwaschung am Gründonnerstag hingegen war das bis vor kurzem – jedenfalls offiziell – nicht möglich, weil Jesus ja – wie es hieß – auch nur Männern die Füße gewaschen habe. Und der Zwölferkreis, der als Repräsentant der zwölf Stämme Israels eine große symbolische Bedeutung hatte, wurde nach dem Ausfall des Judas nur noch einmal durch die Nachwahl des Matthias ergänzt; danach aber verschwand er sang- und klanglos aus der Geschichte. Aus jüngster Zeit könnte man noch das Latein in der Messe, bestimmte Gebetshaltungen, barocke Messgewänder oder manche Frömmigkeitsformen nennen, auch die uns noch vertraute Sozialform von Kirche mit ihren Pfarreien und sonstigen Strukturen.

Vieles davon kann losgelassen werden, ohne dass sich der Glauben dadurch grundsätzlich verändert. Freilich darf das nicht nach Belieben

und Gutdünken geschehen. Verantwortungsbewusste Überlegungen und Entscheidungen sind erforderlich. Und das Evangelium ist dabei das Gewissen der Kirche. Es hilft uns zu erkennen, ob wir in der lebendigen Tradition der Apostel treu zu Jesus Christus stehen oder uns eher in sehr irdischen Ausdrucksformen verkrampfen. Auf keinen Fall ist das, was vom Zeitgeist vergangener Jahrhunderte geprägt wurde, von vornherein besser als das, wozu uns heutige Erfordernisse und Möglichkeiten führen könnten.

Auf dem Weg in die Zukunft

„Denkt nicht mehr an das, was früher war; auf das, was vergangen ist, sollt ihr nicht achten.“ Lassen sich diese Worte aus dem Buch Jesaja so leicht beherzigen? Sträubt sich da in uns nicht vieles? Brauchen wir nicht die Erinnerung an das, was hinter uns liegt, um unser Leben zu verstehen? Zweifellos kann und darf die Vergangenheit nicht aus dem Bewusstsein verdrängt werden. Ohne Erfahrungen sind wir auch nicht in der Lage, sinnvoll zu handeln. Und doch stimmt ebenso, was Heinz Kahlau sagt: „Wehe, wenn die Erfahrungen über die Hoffnungen siegen. Ohne Hoffnungen keine Erfahrungen mehr.“



Der Bischof segnet eines der heiligen Öle.

der Vergangenheit verhaftet, dann ist der Blick nach vorn blockiert, und die Zukunft wird hoffnungslos. Jemand, der nur zurückschaut, resigniert schließlich in den scheinbaren Ausweglosigkeiten seiner Situation.

Was aber ist die Alternative? „Seht her“ – so hören wir in derselben Lesung Gott sprechen – „nun mache ich etwas Neues. Schon kommt es zum Vorschein, merkt ihr es nicht?“ Nicht wir sind die eigentlichen Akteure. Gott ist es,

der handelt, er legt – wie es heißt – „einen Weg durch die Steppe an und Straßen durch die Wüste“, er lässt auch dort „Wasser fließen und Ströme“, um sein „erwähltes Volk zu tränken“. Gott, der Schöpfer und Erlöser ist immer auch ein Gott der Zukunft. Das kann jedoch nur begreifen, wer bereit ist, sich vom Alten zu lösen. Wer Gott das Neue nicht zutraut, wird auch nicht den Mut finden, den Weg durch die Wüste anzutreten oder weiterzugehen. Gott aber braucht Menschen, die Ihren Blick nach vorn richten und für seine Überraschungen offen sind. Darum ist das Frühere zu vergessen nicht, weil es in sich keinen Wert hätte, sondern um des Neuen willen, das Gott schaffen will, ja das sich bereits zu verwirklichen beginnt. Nicht um eine Vertröstung auf irgendwann geht es dem Propheten, sondern um den Hinweis auf etwas, was schon Gestalt annimmt, weil der Prozess bereits in Gang gekommen ist.

Von Léon Bloy stammt der Ausspruch: „Reformen in der Kirche kommen durch zweierlei: entweder durch den Heiligen Geist oder durch die Kosaken. Meist durch die Kosaken.“ Da ist in der Tat etwas dran. Wer ist schon freiwillig bereit, Altes aufzugeben und Neues zu versuchen? Oftmals geschieht das erst dann, wenn der äußere Druck so groß ist, dass ihm nicht mehr widerstanden werden kann. Aber vielleicht wirkt Gott ja nicht nur auf direkte und feinsinnige Weise durch den Heiligen Geist, sondern auch – wie Bloy sagt – durch die Kosaken, und das meint: auf ungewöhnlichen Umwegen oder durch feindliche Mächte und Gewalten. Er weiß jedenfalls, wie er uns, wenn wir uns nicht von selbst bewegen, zur Erneuerung bringen kann.

Kirche ist nicht von gestern, sondern hat eine Zukunft, weil Gott mit uns im Bunde bleibt. Trauern wir nicht nur der Vergangenheit nach! Lassen wir uns vor allem nicht von ihr lähmen! Schauen wir eher nach dem aus, was Gott uns schon an Neuem bereitet hat! Und dazu gehört sicher, dass viele von uns spontan und kreativ auf die Not der Flüchtlinge reagieren und dafür Zeit und Kraft investieren. Für mich ist das ein lebendiges Zeugnis eines mündigen Glaubens, der die Zeichen der Zeit erkennt und darauf reagiert. Aber auch an anderen Stellen erkenne ich manche Aufbrüche, in denen sich zeigt, dass es genügend wache und verantwortungsbewusste Christen in unserem Bistum gibt. Unterstützen wir solche Bewegungen nach Kräften! Und bemühen wir uns, den kostbaren Schatz des Glaubens immer wieder so auszulegen und zu vermitteln, dass möglichst viele Menschen erkennen, woraus sie leben können und worauf sie hoffen dürfen. Dazu hat uns Gott schließlich berufen und beauftragt, nicht um ein Museum zu hüten, sondern um dem Leben zu dienen und Zeugen der Erlösung zu sein, zu erfreuen, zu heilen, zu befreien und zu trösten. Mögen wir dabei nicht die Hoffnung verlieren!

Die österliche Alternative

Predigt am Ostersonntag 2016

Frohe Ostern? – Und Syrien, die Flüchtlinge, der Terrorismus, aber auch die zunehmende Aggressivität in unserer Gesellschaft? Bräuchte man nicht erst eine heile Welt, damit Osterfreude wirklich aufkommen kann? Oder reichen schon Sonnenschein, Frühlingsblumen und bunte Eier, um das kurzzeitig vergessen zu lassen und glücklich zu sein?

Bedrückende Erfahrungen

Vor wenigen Tagen ist ein Filmteam von „Spiegel online“ nach Bitterfeld gefahren, um mit Passanten über das Ergebnis der letzten Landtagswahl ins Gespräch zu kommen. Eine Äußerung hat mich da besonders aufhorchen lassen, ja regelrecht erschreckt. „Warum“ – so war von einem älteren Herrn zu hören – „muss ich mich von irgendwelchen Negern anbetteln lassen? Was geht mich das an, wenn der kein Geld hat und nichts zu fressen hat? Soll er zuhause bleiben.“ Auch wenn solche Sätze weder in Bitterfeld noch sonst wo die Meinung der Mehrheit widerspiegeln, zeigt sich darin doch, was sich in manchen unserer Mitbürgerinnen und Mitbürger angestaut hat. Sie fühlen sich als Verlierer der gesellschaftlichen Entwicklung, als benachteiligt und abgehängt, haben Angst vor der Zukunft und sind neidisch auf die, denen es offensichtlich besser geht, vor allem aber auf diejenigen, die scheinbar mehr unterstützt werden als sie. Wut und Hass sind da nicht fern. Und wenn Demagogen dann noch Verschwörungstheorien und Gewaltfantasien verbreiten, braucht man sich über gar nichts mehr zu wundern.

„Was geht das mich an!“ Bislang wurde von kundigen Fachleuten zwar immer wieder behauptet, dass trotz aller Konfessions- und Religionslosigkeit im Osten Deutschlands kein grundsätzlicher Werteverlust zu bemerken sei. Wenn ich aber auf die fremdenfeindlichen und extremistischen Reaktionen in der letzten Zeit schaue oder die Gleichgültigkeit gegenüber dem Schicksal anderer Menschen bedenke, bin ich mir dessen nicht mehr so sicher. Für jemanden, der sich keinem irgendwie gearteten höheren Wesen mehr verantwortlich sieht, scheinen wesentliche Werte des Zusammenlebens – wie die Achtung der Menschenwürde, Hilfsbereitschaft und Solidarität – auch an Bedeutung zu verlieren.

Aber auch dort, wo der christliche Glaube noch eine größere Rolle spielt, kommt es vor, dass Menschen links liegen bleiben, vereinsamen, sprach-

los werden und schon zu Lebzeiten zerbrechen und absterben. Vielfach sind gestörte Familienverhältnisse, erziehungsunfähige Eltern, düstere Berufsaussichten, soziale Tiefschläge und rücksichtslose Verhaltensweisen wichtige Ursachen dafür. Und jemand, der vielleicht ganz bewusst oder sogar krampfhaft danach strebt, das Leben in vollen Zügen auszukosten oder – wie es neuerdings heißt – „sich auszuleben“, kann dabei eventuell ähnliche Erfahrungen machen. Davor warnt auch Jesus, wenn er sagt (Mt 10,39): „Wer sein Leben retten will, wird es verlieren.“ „Mitten im Leben sind wir“ – also bereits, wie ein bekanntes Kirchenlied aus dem 11. Jahrhundert beginnt, auf vielfältige Weise – „mit dem Tod umfangen.“

Erlösungsversuche

Finden sich aber nicht doch Möglichkeiten, dem entgegenzusteuern und unser Leben lebenswerter zu machen, die Ängste und Sorgen zu nehmen und uns gewissermaßen aus dem Kerker des eigenen Ichs und dem ausweglosen Kreisen um sich selbst zu erlösen? Immer wieder hat es im Laufe der Menschheitsgeschichte solche Versuche gegeben. Schwärmer und Sektierer, kluge Denker und vorbildhafte Lehrer, Kirchenvertreter und Humanisten jeder Art haben sich darum bemüht. Viele waren davon überzeugt, dies mit eigenen Kräften bewirken zu können. Man müsse dazu – so meinten manche – nur die gesellschaftlichen Verhältnisse ändern und die Menschen umerziehen. Oftmals wurde dabei der Mensch als solcher aber ganz einfach über- oder unterschätzt, auf jeden Fall nicht ernst genommen. Eigentlich hätte die voranschreitende Aufklärung die Menschen immer freier, vernünftiger, gerechter und solidarischer machen müssen. Stattdessen steigen aber aus unserer Tiefe immer noch jene Dämonen auf, die schon längst totgesagt wurden. Müssen wir nicht auch weiterhin Angst vor unserer eigenen Macht und Ohnmacht empfinden: vor der Macht zu zerstören und vor der Ohnmacht, sich selbst zu begreifen und der eigenen Unmenschlichkeit Herr zu werden?

Zweifellos bleiben wir Menschen unberechenbar und verführbar, aber auch fähig, uns vorteilhaft zu entscheiden und zu entwickeln. Treffend hat dies Alexander Solschenizyn einmal so umschrieben: „Allmählich wurde mir offenbar, dass die Linie, die Gut und Böse trennt, nicht zwischen Staaten, nicht zwischen Klassen und nicht zwischen Parteien verläuft, sondern quer durch jedes Menschenherz. Diese Linie ist beweglich, sie schwankt im Laufe der Jahre. Selbst in einem vom Bösen besetzten Herzen hält sich ein Brückenkopf des Guten. Selbst im gültigsten Herzen – ein uneinnehmbarer Schlupfwinkel des Bösen.“ Ein solcher Realismus

kann zur Resignation führen, er kann aber auch die Chance erkennen lassen: Jede und jeder hat die Möglichkeit, in jedem Augenblick zu neuer Hoffnung aufzubrechen.

Für viele Menschen ist die Auferweckung Jesu Christi durch Gott die Grundlage für eine solche Lebenshaltung. Wer daran glaubt und sich taufen lässt, ist damit gewissermaßen nicht mehr schutzlos irgendeinem Schicksal ausgeliefert, sondern „zur Freiheit befreit“ und befähigt, als neuer Mensch zu leben. Ehrlicherweise müssen wir Christen aber bekennen, dass uns das manchmal oder sogar oftmals nicht gelingt. Wir dürfen jedoch darauf vertrauen, dass „Gott größer ist als unser Herz“ und uns trotz aller Rückfälle nicht aufgibt. Darum mühen wir uns auch immer wieder aufs Neue, seiner großen Liebe zu entsprechen und diese in unserem Handeln sichtbar werden zu lassen. Schließlich sind wir ja selbst mit dafür verantwortlich, ob unser aller Leben verkümmert und abstirbt oder sich entfalten kann und blüht.

Neues Leben

Worin besteht aber dieses neue Leben und wie sieht es aus? Vielfältig und eindeutig wird uns durch das Neue Testament bezeugt, dass die Fülle des Lebens von Gott her in Jesus Christus auf einzigartige Weise erschienen ist. So sagt Jesus auch über sich selbst: „Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, wird leben, auch wenn er stirbt, und jeder, der an mich glaubt, wird auf ewig nicht sterben“ (Joh 11,25f.). Wer deshalb sein Wort hört und es im Glauben annimmt, der ist – wie es an anderer Stelle heißt – schon jetzt „aus dem Tod ins Leben hinübergegangen“ (Joh 5,42). Jenseits und Diesseits berühren sich hier. Mit einem solchen Glauben kann man vielleicht nicht nur beruhigter sterben, sondern auch hoffnungsvoller leben. Durch die Auferweckung Jesu wird durch Gott die Botschaft und der Anspruch Jesu unüberbietbar bestätigt. Jawohl, dieser am Kreuz Getötete ist der verheißene Messias. Er ist nicht gescheitert, sondern hat vielmehr in Wort und Tat durch sein Leben und Sterben die grenzenlose Liebe und Barmherzigkeit seines Vaters offenbart. In ihm begegnet uns das endgültige Modell des Menschen, das authentische Ebenbild Gottes. Seine Erniedrigung und seine Solidarität mit uns Menschen bis in den Tod hinein ist der wahre Weg zum Leben. Nur so kann sich in unserer Welt auch etwas zum Besseren wenden. Wo aber jemand sich radikal darauf einlässt, wird er bald – wie Paulus – sagen können: „Nicht mehr ich lebe, sondern Christus lebt in mir“ (Gal 2,20).

Das aber bewegt, ja verpflichtet uns sogar zum Widerstand gegen die Mächte des Todes, gegen leibliche wie seelische Verkümmern, ja gegen

alles, was Leben verletzt, schändet und zerstört. Insofern geht uns die Not dieser Welt durchaus etwas an, sogar enorm viel. Darum gilt es, leidende und bedürftige Mitmenschen nicht gleichgültig zu übersehen oder wutschnaubend abzuweisen, sondern sie respektvoll und freundlich zu behandeln, ja ihnen – so gut wir es vermögen – zu helfen und sie sogar zu lieben. Weil Gott uns schon seit eh und je seine Liebe erweist, sollten auch wir in der Lage sein, mit uns selbst und unseren Nächsten liebevoll umzugehen. Das bedeutet durchaus keinen Verlust, sondern macht uns eher reicher und stärker. Erstaunlicherweise kann man dabei die Erfahrung machen, die in einem Gebet von 1913 so ausgedrückt ist: „Wer sich hingibt, der empfängt; wer sich selbst vergisst, der findet; wer verzeiht, dem wird verziehen; und wer stirbt, der erwacht zum ewigen Leben.“ Davon kündigt auch schon die erste Christengeneration mit den Worten (1 Joh 3,14): „Wir wissen, dass wir aus dem Tod zum Leben hinübergegangen sind, weil wir die Brüder lieben. Wer nicht liebt, bleibt im Tod.“ Liebe – so könnte man es auch noch anders ausdrücken – vermittelt also Leben und überwindet den Tod.

„Ihr seid mit Christus auferweckt; darum strebt nach dem, was im Himmel ist. (Kol 3,1)“ Mit diesem Aufruf aus dem Kolosserbrief will uns Paulus sicher nicht von den unzähligen Herausforderungen ablenken, denen wir in unserem Leben und unserer Gesellschaft begegnen. Uns lediglich aufs Jenseits zu vertrösten, dürfte nicht seine Absicht sein. Bestimmt will er uns aber sagen: Grundsätzlich hat mit der Taufe das ewige Leben für euch schon begonnen. Darum behaltet den Himmel im Blick! Kreist nicht wieder nur um euch selbst! Überwindet vielmehr eure Ichbezogenheit und Engherzigkeit und verliert nicht die Hoffnung auf die Vollendung! Kündet auch anderen davon und lebt vor allem daraus! Manchmal suchen wir ja nach Alternativen, die unsere Probleme besser lösen könnten. Seit fast zweitausend Jahren gibt es eine ganz besondere, die sowohl menschenfreundlich als auch zukunftssträchtig ist: aus dem Glauben an die Auferstehung heraus zu leben, zu lieben und zu handeln. In diesem Sinne braucht wahre Osterfreude nicht unbedingt eine rosarote Welt, mindestens aber einen Funken Hoffnung, einen verlässlichen Halt und viel Ermutigung, sein Leben aufs Neue zu wagen, vielleicht auch die Kraft zur Umkehr und zur Versöhnung. Davon bewegt lasst uns voll Freude feiern und mit der Kirche beten: „Schaffe uns neu durch deinen Geist, damit auch wir auferstehen und im Licht des Lebens wandeln.“

Laien in Gemeindeleitung

Impuls für ein Podium beim 100. Katholikentag in Leipzig

Kirche ist nicht an bestimmte Verhältnisse gebunden; sie kann überall – auch unter schwierigsten Umständen – Wurzeln schlagen, sich entfalten und ihrer Sendung gerecht werden. Das zeigt auch die Geschichte der katholischen Kirche in unserer Region. Sie muss sich sogar immer wieder erneuern, um dem Evangelium Jesu Christi weiterhin gerecht zu werden. Nicht als eine „geschlossene Gesellschaft“ sich zu bewahren, ist dabei unser Anliegen. Vielmehr versuchen wir, uns als „schöpferische Minderheit“ zu verstehen und in die Gesellschaft einzubringen. Programmatisch haben wir dazu schon vor einigen Jahren formuliert: „Wir wollen eine Kirche sein, die sich nicht selbst genügt, sondern die allen Menschen Anteil an der Hoffnung gibt, die uns in Jesus Christus geschenkt ist. Seine Botschaft verheißt den Menschen ‚das Leben in Fülle‘, auch dann, wenn die eigenen Möglichkeiten ausgeschöpft sind. Deshalb nehmen wir die Herausforderung an, in unserer Diasporasituation eine missionarische Kirche zu sein. Einladend, offen und dialogbereit gehen wir in die Zukunft.“

Freilich sehen wir auch unsere Grenzen und Schwächen. Vor unseren Augen vergeht eine Gestalt von Kirche, die uns geprägt hat. Nur, wenn wir diese Erfahrung nicht verdrängen, sondern Ja dazu sagen, kann daraus dann auch etwas Neues erwachsen.

Heutzutage finden wir uns als Bistum Magdeburg in folgenden Rahmenbedingungen vor: Mit einem Territorium von 23.000 Quadratkilometern sind wir in Deutschland flächenmäßig das viertgrößte der 27 Bistümer, mit etwa 84.000 Katholiken der Gläubigenzahl nach jedoch das zweitkleinste. An der Gesamtbevölkerung haben wir einen Anteil von etwa 3 Prozent; um die 15 Prozent sind evangelisch, und mehr als 80 Prozent gelten als religionslos oder entkirchlicht. Demnächst werden wir katholische Christen hier – vor allem aufgrund der demographischen Entwicklung – sicher noch weniger werden. Außerdem nimmt die Zahl der Priester ab. Angesichts dessen sind wir dabei, Möglichkeiten zu finden, wie wir auch in Zukunft lebendige Kirche sein können. Dabei geht es nicht nur um strukturelle Veränderungen, sondern auch um einen Mentalitätswandel. In diesem Zusammenhang gewinnt das gemeinsame Priestertum aller Getauften und Gefirmten eine neue Bedeutung. Verstärkt soll die Verantwortung möglichst vieler für gemeindliches Leben und diakonischen Einsatz geweckt und gefördert werden.

Derzeit haben wir 54 Weltpriester im aktiven Dienst. Die meisten von

ihnen sind in den 44 Pfarreien tätig, die wir 2010 aus unseren bisherigen Gemeinden neu gebildet haben. Zunehmend können wir seit kurzem jedoch nicht mehr alle unsere Pfarreien mit einem kanonischen Pfarrer besetzen. Vier von ihnen sind davon bereits betroffen. Wie aber gehen wir im Bistum Magdeburg damit um? Zunächst einmal haben wir uns dazu entschieden, unsere pastoralen Räume – auf absehbare Zeit jedenfalls – nicht noch einmal zu vergrößern und es bei den 44 Pfarreien zu belassen. Zudem sehe ich die Lösung unserer Probleme auch nicht einfach darin, möglicherweise ausländische Priester „anzuwerben“. Das wäre ein Trugschluss und würde nur oberflächlich manche Not abwenden. Stattdessen bewegt uns schon seit vielen Jahren die Frage, wie wir die Berufung der getauften und gefirmten Christen so stärken, dass diese für das Leben in



Kirche ereignet sich nicht allein dort, wo ein Priester ist, meint Bischof Dr. Gerhard Feige. Kirche ist immer da, wo Christen zusammen kommen und ihren Glauben leben.

den Gemeinden und Pfarreien noch mehr Verantwortung übernehmen können. Dabei geht es nicht einfach darum, Laien als Lückenbüßer für eine pastorale Notsituation zu „rekrutieren“.

Theologisch und praktisch inspirierend war für mich dabei auch die Erfahrung unseres französischen Partnerbistums Châlons, in dem es schon seit Jahrzehnten „Pastoralteams zur Leitung von Pfarreien gibt“. Natürlich sind wir durch notvolle Umstände unmittelbar dazu gezwungen worden, nach anderen Lösungen zu suchen. Grundsätzlich liegen unsere Überlegungen aber auf einer Entwicklungslinie, die bereits im Zweiten

Vatikanum zum Ausdruck kommt: dass alle Gläubigen Kirche sind und diese sich nicht nur ereignet, wo ein Priester ist.

Wie aber sieht das nun bei uns konkret aus? Auf zwei Ebenen werden Laien derzeit dazu gerufen und darin begleitet, Verantwortung zu übernehmen: auf der Ebene der – früher selbständigen – Gemeinden und auf der der Pfarrei. Ausgangspunkt ist dabei unser Konzept: Pfarrei aus und in mehreren Gemeinden.

Schon länger gibt es in den Gemeinden einiger unserer Pfarreien Menschen, die vor Ort Verantwortung dafür übernehmen, dass der Glaube in seinen verschiedenen Vollzügen lebendig bleibt. An manchen Orten finden sich Bezugspersonen oder Gemeinderäte, wie z.B. in der Pfarrei Halle-Nord. In zwei Pfarreien sind die explizit so genannten VOIK-Teams entstanden: in der Pfarrei Huysburg (Herbst 2010) und in der Pfarrei Bad Liebenwerda (Januar 2012). Die Abkürzung VOIK bedeutet: „Vor Ort lebt Kirche“. Kleine Gruppen setzen sich im Rahmen ihrer Möglichkeiten dafür ein, dass man vor Ort miteinander in Verbindung bleibt, Gottesdienste feiert und sich um bedürftige Menschen kümmert. Die Mitglieder solcher Teams sind sowohl im Pfarrgemeinderat als auch im Kirchenvorstand vertreten, gut also innerhalb der Pfarrei vernetzt.

Was die zweite Ebene betrifft, so ist für uns die Pfarrei Bad Liebenwerda – in der es sechs solcher VOIK-Teams gibt – gewissermaßen das Paradebeispiel. Dort kam es 2013 zu unvorhersehbaren Entwicklungen. (Der bisherige Pfarrer schied aus, und der zweite Priester, der bisher als Kooperator mit tätig war, erklärte sich zwar bereit, die Administration zu übernehmen, aber dies aus gesundheitlichen Gründen nur für einen begrenzten Zeitraum.) Infolge dessen und auf Grund des Personalmangels im ganzen Bistum zeichnete sich ab, dass es spätestens ab 2015 nicht mehr möglich sein würde, diese Pfarrei mit einem kanonischen Pfarrer zu besetzen.

Hier musste also gehandelt werden. Da wir uns schon länger mit dem Thema „alternative Pfarreileitung“ befasst hatten, habe ich mich dann dazu entschieden, nach Can. 517 § 2 des Kirchenrechts ein Team von fünf Personen mit der Leitung dieser Pfarrei zu beauftragen. Dieses Team besteht aus dem Vorsitzenden des Pfarrgemeinderats, dem Vorsitzenden des Kirchenvorstands, einem sogenannten Pfarreikoordinator, der vor Ort tätigen Gemeindefereferentin und einem Ordenspriester, der im Sinne des Kirchenrechts die Rolle des sogenannten „Moderators“ übernommen hat. Dieser Ordenspriester ist zudem – bzw. in erster Linie – Leiter eines geistlichen Zentrums, das sich in der Pfarrei befindet. Im Januar 2015 habe ich dieses neue Team dann in einem Gottesdienst feierlich beauftragt.

Welche Erfahrungen machen wir nun mit solchen Prozessen?

- Zunächst einmal: dass eine ganze Reihe von Gläubigen hoch motiviert und bereit ist, sich einzubringen und das Leben der Gemeinde oder der Pfarrei verantwortlich mit zu gestalten. Wider Erwarten war es auch nirgendwo ein Problem, genügend Leute zu finden, die sich in den örtlichen Teams engagieren.
- Zugleich gibt es große Unsicherheiten bezüglich der Rollen, die die Einzelnen haben. Auf der lokalen Ebene fragt man z.B. „Was genau sind unsere Aufgaben? Welche Kompetenzen haben wir und welche nicht?“ Und im Pfarreileitungsteam von Bad Liebenwerda zeigt sich nach über einem Jahr, dass noch längst nicht völlig klar ist, worin z.B. die Rolle des Pfarreikoordinators besteht, welche Rolle die Gemeindeferehtin in diesem neuen Gefüge hat und – vor allem – was es heißt, als Priester der „Moderator“ zu sein. Hier liegt noch einiges an Arbeit vor uns.
- Solche Prozesse brauchen – so unsere Erkenntnis – eine intensive Begleitung. Und das aus mehreren Gründen. Sowohl diejenigen, die nun explizit Verantwortung übernommen haben als auch die übrigen Gemeindeglieder sind meist von traditionellen Kirchenbildern geprägt. Dazu gehört die Vorstellung, dass Kirche eben nur dort ist, wo ein Pfarrer ist.

Viele haben in diesem Sinne ganz selbstverständlich in einer versorgten Kirche gelebt. Sie fühlen sich deshalb im Stich gelassen, wenn nun Priester und andere Hauptamtliche wegfallen, und halten vielfach ihre Trauer, ihre Sorge und auch ihre Wut nicht zurück. Von der Berufung aller Getauften und Gefirmten zu sprechen, ist zwar theologisch richtig und zukunftsweisend, aber so manche sind das noch nicht gewöhnt. Und es reicht deshalb auch nicht, ihnen diese ihre Würde einfach nur zuzusprechen. Es braucht vielmehr ein langes, geduldiges Einüben in eine neue Weise, Kirche zu sein. Dazu gehört auch ein vertieftes Verständnis dessen, was geistliches Leben bedeutet. Für viele unserer Gemeindeglieder spielt sich das Leben sozusagen in zwei Welten ab: einmal in der profanen, in Familie und Beruf – und dann in der religiösen durch den Gottesdienstbesuch, das Gebet, den Empfang der Sakramente und die Beteiligung am Gemeindeleben. Dass das ganz persönliche Leben in all seinen Facetten mit Gott zu tun hat, ist für viele ungewohnt. Es braucht deshalb ebenfalls einen längeren Weg der Begleitung, wenn wir die Entwicklung unserer Gemeinden und Pfarreien als geistlichen Weg sehen und das Ganze dabei nicht religiös überhöhen wollen. Eine Sitzung oder

ein Teamtreffen mit einem Gebet oder einem biblischen Einstieg zu beginnen, reicht dann noch nicht aus. Und schließlich brauchen diejenigen, die Verantwortung übernommen haben, auch ganz persönlich eine gute Begleitung. Da das Thema „Pfarreileitung im Team“ inzwischen noch andere Pfarreien betrifft, werden mir angesichts der Fülle der Aufgaben und unserer geringen personellen Kräfte aber auch unsere Grenzen deutlich. Darum müssen wir in Zukunft noch intensiver als bisher miteinander danach suchen, wie es weitergehen soll.

Fazit: Der Weg, den wir bisher beschritten haben, ist keinesfalls eine reine „Erfolgsgeschichte“. Er bleibt sicher auch weiterhin schwierig, wirft viele Fragen auf und schließt die Möglichkeit des Scheiterns nicht aus. Es war aber auch nicht zu erwarten, dass alles konfliktfrei verläuft. Dafür wird allen Beteiligten einiges abverlangt. Ich bin aber zuversichtlich, dass wir trotz allem auf einem guten Weg sind, und ich danke dafür, dass doch verhältnismäßig viele inzwischen bereit sind, sich auf Neues einzulassen. Vor allem aber nehme ich an, dass Gott sich etwas dabei gedacht hat, uns solche Verhältnisse zuzumuten.



In Mitteldeutschland leben Christen die Ökumene. Das zeigte sich beim Katholikentag auch am Stand „Ökumene in der Mitte“. Dort präsentieren sich katholische und evangelische Christen aus Sachsen-Anhalt, Thüringen sowie Teilen Sachsens und Brandenburgs gemeinsam. Der SPD-Bundvorsitzende Siegmur Gabriel suchte dort das Gespräch mit Landesbischöfin Junkermann und den Bischöfen Neymeier und Feige.



Am Ende des zentralen ökumenischen Gottesdienstes des Katholikentags in der Nikolaikirche segnet Bischof Feige die Teilnehmerinnen und Teilnehmer der Feier.

„Wer soll das denn sein?“

Predigt beim Ausflug der Priester und Diakone 2016

„Wir haben noch nicht einmal gehört, dass es einen Heiligen Geist gibt“ (Apg 19,2b). Diesen Satz könnten sicher die meisten Menschen in unserem Land unterschreiben. „Wer soll das denn sein – der Heilige Geist?“ – Ich glaube, dass sich das nicht nur diejenigen fragen, die keiner Kirche angehören. Der Heilige Geist ist vermutlich auch vielen unserer Gemeindemitglieder ein Rätsel. Sie haben im Religionsunterricht von ihm gehört, sie sind gefirmt worden – aber sie könnten wahrscheinlich kaum sagen, wo er in ihrem alltäglichen Leben eine Rolle spielt. Ja, in der westlich geprägten Theologie und Frömmigkeit hat es lange Zeit eine Art „Geistvergessenheit“ gegeben, die noch nicht überwunden ist.

Das mag daran liegen, dass man sich schon in der frühen Kirche gegen schwärmerische Übertreibungen abgrenzen musste. Das liegt aber sicher auch daran, dass das Geheimnis des dreifaltigen Gottes in der westlichen Theologie in tiefsinnigen Spekulationen formuliert worden ist, die von der Alltagserfahrung der Menschen weit entfernt sind.

Nun ist der Glaube an das Wirken des Heiligen Geistes aber in erster Linie keine theologische Spekulation, sondern die Erfahrung von Gottes immer wieder überraschender Liebe in unserem Leben. Der Heilige Geist ist die Kraft Gottes, die uns tröstet, uns befreit, uns stärkt; die Kraft, die Einheit stiftet, die Kraft, die uns Hoffnung schenkt mitten in unseren Bedrängnissen.

Aus den zahlreichen biblischen Zeugnissen über die Wirkungen des Heiligen Geistes möchte ich heute drei herausgreifen:
Der Heilige Geist schafft etwas Neues; er stiftet Einheit, und er befähigt zum Zeugnis.

Der Heilige Geist schafft etwas Neues

In Sturmgebraus und in Feuerzungen kommt der Heilige Geist an Pfingsten auf die Jünger herab. Er bricht ihre Angst und Verschlossenheit auf. Er verändert ihr Weltbild von Grund auf. Er befähigt sie, Neuland zu betreten. Das ist die Geburtsstunde der Kirche. Die Dynamik, sich immer wieder auf Neues einzulassen, ist ihr von Anfang an eingestiftet. Deshalb bedeutet das Gebet um den Heiligen Geist „die Bereitschaft, das Unvorhergesehene, das Unberechenbare, das neu werdende Alte, das alte Neue in das Leben einzulassen, bedeutet sehr oft, keine durchschaute Antwort in der konkreten Situation zu haben, weiterzumachen, weil man

genug Grund zur Hoffnung ... mitbringt. Das Wort vom Heiligen Geist bietet keine Rezepte, die man nur auszuführen brauchte. Es befiehlt das Wagnis, das Experiment...“ (Karl Rahner).

Kein Wunder, dass das auch Angst machen kann. Kein Wunder, dass gerade wir, die wir in der Kirche zu einem besonderen Dienst berufen sind, immer wieder fürchten, es könnte etwas außer Kontrolle geraten, es könnte etwas Wesentliches verraten werden. Ja, ist es nicht oft so, wie Karl Rahner dann weiter formuliert: „Wir haben Angst vor dem Heiligen Geist. Er ist uns, mit einem Wort gesagt, zu unberechenbar, wir glauben nur in der Theorie, nicht aber in der Tat des Lebens, dass Gott die unendliche Unbegreiflichkeit ist, in die uns sein Geist hineinstürzen will“? Sind wir also offen genug für die Überraschungen Gottes – gerade heutzutage, in der Situation, in der wir uns als Bistum, als Kirche in unserem Land befinden? Oder lassen wir uns von den Entwicklungen lähmen?

Der Heilige Geist stiftet Einheit

Ein zweites lässt sich vom Wirken des Heiligen Geistes sagen: er stiftet Einheit, und zwar Einheit in der Verschiedenheit. Denn er ist es ja auch, der die unendlich vielen Charismen in der Kirche erweckt. Das führt nach unserem menschlichen Ermessen zu Chaos bis hin zu Spaltungen – wie es sich in der Geschichte immer wieder auch leidvoll erwiesen hat. Dem gegenüber steht die Verheißung, dass der Heilige Geist imstande ist, die unterschiedlichsten Gaben und Prägungen in einer kreativen Einheit zusammenzuführen. „Ipse harmonia est“ – er selbst ist die Harmonie, wie es der heilige Basilius der Große einmal formuliert hat.

Als Kirche sind wir deshalb dazu herausgefordert, uns überall dort der Führung des Heiligen Geistes zu überlassen, wo es darum geht, verschiedene Gaben, Erfahrungen und Traditionen miteinander ins Gespräch zu bringen. Das Amt in der Kirche hat dabei „nicht nur die Pflicht, falschem Geiste zu wehren, die Geister zu scheiden, sondern auch die Pflicht, den Geist zu suchen und mit seiner unkalkulierbaren, oft unbequemen Spontaneität auch zu rechnen“ (Würzburger Synode, Unsere Hoffnung II, 4). Es geht dann darum, das Wirken des Geistes Gottes in anderen zu entdecken und sie darin zu bestärken.

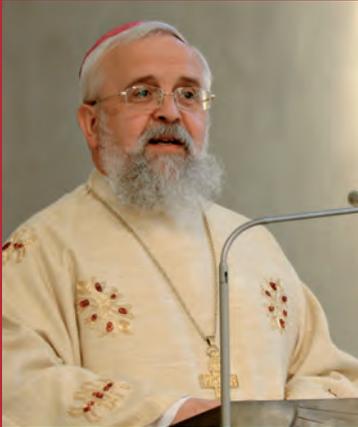
Der Heilige Geist befähigt zum Zeugnis

Und schließlich befähigt der Heilige Geist auch zum Zeugnis. Das war die Erfahrung der Jünger an Pfingsten, das war die Erfahrung von Paulus, und das ist die Erfahrung all derer, die sich seit Beginn der Geschich-

te der Kirche gedrängt fühlen, das Evangelium zu verkünden. „Der Heilige Geist ist die Seele der Mission... Er schenkt den Mut, die Straßen der Welt zu durchwandern und das Evangelium zu überbringen! Der Heilige Geist lässt uns den Horizont erblicken und drängt uns bis an die Peripherien des Seins, um das Leben Jesu Christi zu verkünden“ (Papst Franziskus).

Immer wieder stößt er dabei auch auf unseren Widerstand. Das kann Bequemlichkeit sein, das kann die Versuchung sein, Nabelschau zu betreiben, das können Angst und Unsicherheit sein, und das können auch Müdigkeit und Resignation angesichts so mancher Vergeblichkeit sein. Hier gilt es, sich über die eigenen Grenzen hinausführen zu lassen, um die Hoffnung, die uns erfüllt, anschaulich und ansteckend zu leben.

Liebe Mitbrüder im geistlichen Dienst, wenn wir wirklich damit rechnen, dass der Heilige Geist in uns am Wirken ist – in uns persönlich, in der Kirche und in der Gemeinschaft der Menschen – dann fordert uns das zu einem Blickwechsel heraus. Dann sind es nicht mehr in erster Linie wir, die etwas tun müssen; dann gilt es vielmehr, sich auf eine Lebensdynamik einzulassen, in die wir hinein genommen werden. Dann werden wir spüren: „Er ist da, er ist mit mir, der Geist des Glaubens im Dunkel, der Geist des Sieges in der Schwachheit, der Geist der Freiheit im Gehorsam, der Geist der Freude in den Tränen, der Geist des ewigen Lebens inmitten des Todes. ... Aber umdenken müssen wir täglich neu“ (Karl Rahner).



Gerhard Feige wurde 1951 in Halle geboren. Das Abitur erlangte er an der August-Hermann-Francke Schule der Saale-Stadt. Nach dem Studium der Theologie in Erfurt empfing Feige 1978 in Magdeburg die Priesterweihe.

Bevor Feige 1982 als wissenschaftlicher Assistent an das Philosophisch-Theologische Studium Erfurt berufen wurde, war er Seelsorger in Salzwedel und Magdeburg. Der Promotion zum Doktor der Theologie 1988 folgte ein einjähriger Studienaufenthalt in Rom. Seit 1989 war Feige Dozent für Alte Kirchengeschichte, Patrologie und Ökumenische Theologie in Erfurt, seit 1994 lehrte er dort als Professor für Alte Kirchengeschichte, Patrologie und Ostkirchenkunde.

Am 11. September 1999 empfing Gerhard Feige die Bischofsweihe und war zunächst Weihbischof in Magdeburg, ab 2004 auch Diözesanadministrator. Am 16. April 2005 wurde er als Bischof von Magdeburg eingeführt.

In der Deutschen Bischofskonferenz ist Feige Vorsitzender der Ökumenekommission. Er leitet die Arbeitsgruppe Kirchen des Ostens, den Aktionsausschuss des Osteuropa-Hilfswerkes Renovabis und das Päpstliche Ostkirchen-Hilfswerk „Catholica Unio“ in Deutschland. Außerdem gehört er verschiedenen Gremien des Dialogs mit der orthodoxen Kirche auf nationaler wie internationaler Ebene sowie mit der evangelischen Kirche in Deutschland an. Von Papst Franziskus wurde Bischof Feige 2014 in den Päpstlichen Rat zur Förderung der Einheit der Christen berufen.